

Carl Hoffmann B. 144.

K u n s t

G. 48

in

vierundzwanzig Stunden

ein

vollendeter Gentleman

zu werden.

Kurze Briefe

an meinen langen Better.

Von

Eduard Maria Gettinger

~~CS. SZ. 7.
L. SZ. 206.~~

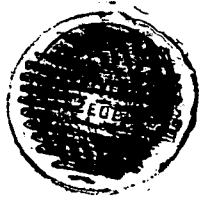
Zweite, stark vermehrte Auflage.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1852.

~~Az Ors. Pacs. nyrtár
és Tanszermuzeum:
Gyertyánffy-könyvtára.~~



34334



Easter Brief.



In Deinem letzten Schreiben, ausgezeichnetes Vetter, hast Du mich ersucht, Dir einige Merkmale anzugeben, durch die Du den sogenannten „Gentleman“ vom Philister unterscheiden kannst. Ich erfülle Deinen Wunsch.

Zu einem vollkommenen Gentleman gehört eigentlich viel und, genau betrachtet, doch sehr wenig.

Was die Kleidung anlangt, so merke Dir verläufig Folgendes: Trage weder im Sommer, noch im Winter einen weißen Filzhut. Der weiße Filzhut ist ein Merkmal, woran Du den Friseur, den Sänger der italienischen Oper, den Kunstreiter und den Buchhandlungs-Commis erkennen kannst.

Nicht minder warne ich Dich vor einem Strohhut. Es giebt wenig Phsygnomien, denen er zusagt; die meisten derselben erhalten durch ihn einen Anflug von Lächerlichkeit.

Ahne, lieber Better, unter keiner Bedingung die Mode nach, an den innern Deckel Deines Gutes Deine Visitenkarte anzukleben; das ist eine spießbürgerliche Mode, die den Handlungsreisenden oder einen jener Gelehrten verräth, welche stolz auf ihren Doctortitel sind.

Ein schwarzseidenes Halstuch kommt nie aus der Mode. Ein weißes aber kann Dich leicht in den Geruch eines Wittstellers oder Candidaten der Theologie bringen.

Trage um Gotteswillen niemals ein sogenanntes Chemisettchen. Ein weißes Vorhemdchen ist in der Regel ein Deckmantel für ein unsauberes Hemde, und ein unsauberes Hemde verräth, mehr als alles Andere, den Plebejer. Man verzeiht Dir weit eher einen ab-

getragenen Rock und einen abgeschabten Hut, als ein Vorhemdchen.

Hüte Dich vor Busennadeln jeder Art. Brillantene Nadeln werden größtentheils nur von kaufmännischen Emporkömmlingen, von Krämern, welche ihren Reichtum zur Schau tragen wollen, angesteckt. Der echte Gentleman trägt höchstens eine einfache Goldnadel ohne Stein.

Willst Du einen Deiner Feinde dem Fluche der Lächerlichkeit Preis geben, so rathe ihm vor allen Dingen, seine Uhr an eine große goldene Erbsefette zu befestigen. Solch eine Erbsefette ist das Attribut reichgewordener Bierbrauer oder Marquere, welche in der Lotterie gewonnen haben. Auch reisende Komödianten, die eine alte reiche Frau geheirathet, und Taschenspieler, die sich einiges Geld zurückgelegt haben, pflegen derlei Ketten zu lieben. Der echte Gentleman trägt ein dünnes Breguetkettchen, dessen Haken er an das dritte oder vierte Knopfloch seiner Weste befestigt.

Bist Du kurzsichtig, so trage ein Lorgnon, aber weder eins von Perlmutter, noch von Gold. Perlmutter-Lorgnetten sind ein Merkmal; woran Du den reichen Schneider, der den Rentier spielen will, oder die Grissette, die von einem Bankier unterhalten wird, erkennen kannst. Durch goldene Lorgnetten wollen Weinreisende und kleinstädtische Stutzer die Blicke der Angegafften auf sich ziehen. Der Gentleman trägt ein kleines, in Schildkröte eingefasstes und an einer schwarzseidnen Schnur befestigtes Augenglas.

Wenn Du Schnupfer bist, so rathe ich Dir, eine Dose von Silber zu tragen, die aber so klein sein muß, daß sie in der Westentasche Platz hat. Mit großen goldenen Dosen prunken in der Regel bloß Aerzte, die ein paar reiche Patienten haben. Große runde Dosen von Papier=maché sieht man meistens nur bei Gastwirthen, Postmeistern und Lotterie=Einnehmern.

Aber nichts in der Welt ist abgeschmackter, als eine gestickte Cigarrentasche. Es gab eine Zeit, wo ich deren



ein halbes Duzend besaß; jede war ein Andenken von lieber Hand; alle waren mir theuer bis zu dem Augenblick, wo eine Dame, der ich vor dreizehn Jahren den Hof gemacht, mir geradezu ins Gesicht lachte, weil ich in ihrer Gegenwart eine Cigarrentasche hervorzog, auf deren einer Seite ein flammendes Herz und auf der andern Cupido mit dem Pfeile eingestickt war. Als ich Tags darauf sie wieder besuchen wollte, ließ sie mir durch ihr Kammermädchen sagen, daß sie für Leute, welche gestickte Cigarrentaschen tragen, nicht zu sprechen sei. Ich eilte nach Hause, warf all diese theuern Andenken zum Fenster hinaus und wurde dann wieder in Gnaden aufgenommen.

Fast eben so lächerlich kommen mir Cigarrenbüchsen von Silber vor. Sie sind Symptome, woran man den renomnirenden Zahnarzt, den halbankerotten Buchhändler oder den reichen Pferdewäkler herausfühlen kann. Ein Gentleman trägt seine Cigarren in einer Tasche von feinem Lima=Stroh.



Bediene Dich beim Rauchen Deiner Cigarre niemals einer Spitze oder Röhre; beide sind ridicul, gleichviel, ob sie von Horn oder Bernstein, mit Gold oder Silber beschlagen sind. An der Art und Weise, wie Jemand seine Cigarre anbrennt und raucht, ist sehr leicht wahrzunehmen, ob er Philister oder Gentleman ist. An der Table d'hôte pflegt der Letztere seine Cigarre an die Spitze seines hölzernen Zahnstochers zu befestigen und in je zehn Minuten nie mehr als fünf Züge zu thun. Der Gentleman raucht, der Philister pafft.

Der Gentleman trägt niemals mehr als einen Ring und auch diesen nur an dem kleinen Finger seiner linken oder an dem vierten Finger seiner rechten Hand. Leute, die auf Einem Finger fünf bis sechs Ringe tragen, sind gewöhnlich Spieler von Profession oder Glückritter. An Siegelringen pflegen nur untergeordnete Beamte, Polizei-Commissäre (Officiere tragen Siegelringe mit Wappen), oder Weinreisende Geschmack zu finden.

Die Mode, seidene Taschentücher, sogenannte Fou-lards zu tragen, überlasse den Philistern und Advokaten, welche die Anfangsbuchstaben ihres Namens hinein-würfen lassen. Der Gentleman steckt tagtäglich ein reines Schnupftuch von echtem Battist (mit eingestickter Nummer von 30 bis 36) zu sich;

An schwarzen Glacéhandschuhen kannst Du den Buchhalter oder reichen Geizhals erkennen. Pelzhand-schuhe dürfen nur Postillone und Fiacles anziehen. Der Gentleman trägt entweder buttergelbe Handschuhe oder — gar keine. Letzterer Fall tritt jedoch nur dann ein, wenn er eine feine weiße aristokratische Hand — diese darf weder Niednägel noch Warzen haben — aufzuweisen hat.

Der reiche Philister trägt ein Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf, der Gentleman ein dünnes spani-sches Rohr ohne Goldknopf.

Der Philister pflegt sich, um in einen guten Geruch zu kommen, mit Eau de mille fleurs, Extrait de

mouffeline oder andern Wohlgerüchen zu parfümiren. Auch giebt es Schwachköpfe, die sich mit Moschus einreiben. Der Gentleman bedient sich nur zweier Parfüms: innerhalb seines Hauses Patchouly, außerhalb seines Hauses Eau de Cologne. Auch pflegt er ein Flacon mit englischem Salmiak bei sich zu führen, denn jeder Gentleman muß schwache Nerven haben.

Doch das Allerwichtigste hätte ich beinahe vergessen. Sorge vor allen Dingen für feines Fußwerk. Auf den Stiefel kommt viel, ja oft Alles an. Bemühe Dich, lieber Vetter, Deine Winterbeulen loszuwerden. Der vollkommenste Gentleman fällt, sobald er Winterbeulen oder Leichdornen hat, der Sippchaft der Spießbürger anheim.

Zweiter Brief.



In Deinem letzten Schreiben, worin Du Dich für die guten Lehren bedankst, die ich Dir hinsichtlich Deines Anzugs ertheilt habe, begehrst Du von mir zu erfahren, wie Du Dich bei Tische zu benehmen hast. Auch dieser Wunsch, vortrefflicher Vetter, sei Dir gewährt.

Vor Allem habe die Güte, Dir zu merken, was ein gewisser Herr von Larochevoucauld, der, beiläufig gesagt, mehr Verstand als jeder von uns Beiden besessen, gesagt hat: „Manger est un besoin, mais savoir manger est un art.“ Sodann empfehle ich Dir, alle sieben Theile meines „Onkels Zebra“ zu lesen und aus dem Memoiren dieses in Gott ruhenden Epicuräers die

äußerst schwierige Kunst zu erlernen, mit Verstand zu essen, was in der That nicht so leicht ist, als es Dir und manchem Andern, der davon nichts versteht, vorkommen mag. In diesem Buche, das ich, hätte es ein Anderer geschrieben, ohne Weiteres einzig in seiner Art — ja noch mehr: klassisch nennen würde, wirst Du Manches finden, was Du nicht suchst, und wiederum Manches darin suchen, was Du nicht finden wirst; aber dessenungeachtet lege ich es an Dein Herz mit der Bitte, jede Nacht vor dem Schlafengehen zehn bis zwölf Seiten zu lesen, um dadurch Deinen Geist und — was noch mehr sagen will — Deinen Magen auszubilden.

Hast Du die Kunst zu essen erlernt, dann empfehle ich Dir ein anderes, nicht minder ausgezeichnetes Werk: „die Kunst, schnell und gut zu verdauen“ ein Opus, das der weltberühmte Buchhändler Fürst in Nordhausen zu Nutz und Frommen der schlechten Verdauung herausgegeben hat.

Hast Du dann auch die Kunst, Alles zu verdauen, erlernt, dann bist Du ein gemachter Mann, der es weit, sehr weit, ja, wenn das Glück ihm wohl will, sogar bis zum Geheimen Hofrath und Ritter mehrererer Orden bringen kann. Denn ein Mann, der heutzutage nicht bloß Champignons und Gänseleberpasteten, Trübseln und Gurkensallat, sondern auch Grobheiten, Dummheiten und Ungerechtigkeiten aller Art gemächlich verdauen kann, ist, ohne es zu wissen, auf dem Wege, in kurzer Zeit sein Glück zu machen.

Was das Essen anlangt, so merke Dir vorläufig Folgendes:

Die Serviette ist für den Laien ein Stein des Anstoßes. Es giebt Philister, die sie wie ein Ordensband durch ein Knopfloch ihres Rockes, Andere, die sie, wie ein Barbier, vorn in die Cravatte hineinstecken. Thue keines von beiden, lieber Vetter. Breite Deine Serviette auf Deinen Schoß aus und bediene Dich ihrer so wenig als möglich. Ein Gentleman ist immer so rein und

sauber, daß er im Nothfall auch ohne Serviette durchkommt.

Der Philister hält, wie Vater Noah in der Arche, die Gabel noch immer in der rechten Hand. Der Gentleman regiert das vierzackige Scepter mit der Linken, wozu freilich etwas Uebung und ein gewisser Takt gehört, der nicht jedem Deutschen gegeben ist. Niemand ist geschmackvoller, anmuthiger, graziöser, als der englische Gentleman. Suche Dir einen Engländer als Vorbild zu verschaffen, dann kann es Dir nicht fehlen, daß Du Dir in diesem Punkte die nothwendige Routine erwirbst. Aller Anfang ist schwer, aber das Ende desto lohnender.

Es giebt Leute, denen das Schnupfen so zur andern Natur geworden, daß sie diese üble Gewohnheit selbst während der Tafel nicht unterlassen können. Merke Dir, mein ausgezeichneteter Vetter, daß ein Schnupfer bei Tische einer jener Gräuel ist, die den Gentleman mit gerechtem Unwillen erfüllen.

Außerdem präge Dir folgende zehn Tischgebote ein:

- 1) Lege, wenn Du Deine Suppe ausgeessen hast, den Löffel nie aufs Tischtuch, sondern in Deinen Suppenteller.
- 2) Nage niemals irgend einen Knochen ab.
- 3) Wische niemals mit dem Brode Deinen Teller rein.
- 4) Kommt Dir Husten oder Niesen an, so wende Dich abwärts und halte Dir das Taschentuch vor.
- 5) Stochere während des Essens, in Gegenwart Anderer, niemals in den Zähnen herum.
- 6) Knete niemals Brodkügelchen.
- 7) Lege Dein Schnupftuch niemals auf das Tisch-tuch.
- 8) Halte Deine Beine ruhig und schlage unter dem Tische keine Entrechats.
- 9) Lies während des Essens keine Zeitung.

10) Rauche erst dann, wann sich die Damen entfernt haben.

Beim Trinken hast Du bloß drei Regeln zu beobachten:

a) Schenke das Glas nie so voll, daß es überläuft.

b) Hüte Dich das volle Glas umzuwerfen.

c) Stoße nur mit Herren, aber niemals mit Damen an.

P. S. Trinke nie schwarzen Kaffee mit Milch.

Dritter Brief.

—



Dein letzter Brief, worin Du mir Deinen Dank ausdrückst für die guten Lehren, die ich Dir in Bezug auf Essen und Trinken ertheilt habe, enthält die Aufforderung, Dir einige freundliche Winke zu geben, wie Du Dich im Theater zu benehmen hast. Das Nachfolgende mag Dir beweisen, daß ich nicht im Stande bin, Dir etwas abzuschlagen.

Wenn Du das Theater besuchen willst, so merke Dir Folgendes:

Komme niemals früher als bis das Stück angefangen hat. Ein Mensch, der eine halbe Stunde früher auf seinem Platze sitzt, ist ein ausgemachter Philis-

ster. Der Gentleman kommt, wie überall, auch ins Theater später als jeder Andere und macht bei seinem Eintreten so viel Lärm, daß seine Umgebung gezwungen wird: St! St! auszurufen.

Ein wahrer Gentleman sieht nur selten auf die Bühne, desto häufiger aber in jene Logen, worin sich hübsche Frauen befinden. Nur der Spießbürger wendet seinen Blick niemals von der Bühne ab.

In der Oper rathe ich Dir, jede Melodie so laut als möglich nachzutrollern und dabei (je falscher desto vornehmer) den Takt anzugeben.

Nur der Philister amüfirt sich im Theater; der Gentleman muß überall, um wie viel mehr im Theater, Langeweile heucheln, in jeder Scene mindestens drei bis vier Mal gähnen und sich dabei den Backenbart streichen.

Der Spießbürger schaut voll Andacht jeden Augenblick in dem vor ihm liegenden Theaterzettel. Der Gentleman braucht keine Affiche, denn er muß alle Mitglieder der Bühne persönlich kennen.

Wenn sich der Gentleman im Theater die Nase wäscht, so muß es mit solchem Geräusche geschehen, daß seine Umgebung dadurch in ihrer philisterhaften Andacht bestmöglichst gestört wird.

Wenn der Philister in Thränen zerfließt, lacht der Gentleman und sagt so laut, daß seine schöne Nachbarin es hören kann: „Gott, wie naiv!“

Ein Gentleman kokettirt immer mit mindestens drei Frauen zugleich.

Bei jedem Stück, das mehr als drei Akte hat, muß der Gentleman wenigstens einen im Foyer versäumen.

Der Gentleman muß sich freien Zutritt auf die Bühne verschaffen. Wer hinter den Coulissen seinen Hut nicht aufbehält, ist ein Laie, der dort bloß geduldet wird.

Der Gentleman sagt keiner Schauspielerin eine Artigkeit; nur der Spießbürger erschöpft sich in Lobeserhebungen.

Der Philister nennt jede Schauspielerin bei ihrem Familien- der Gentleman jede Künstlerin — von

der ersten Sängerin bis zur letzten Choristin — blos bei ihrem Vor-Namen.

In seine Loge zurückgekehrt, wendet er der Bühne den Rücken zu und thut, als ob er müde sei und schlafen wolle. Er schließt die Augen und erwacht, ohne eingeschlafen zu sein.

Der Spießbürger bleibt bis zum letzten Augenblick. Der Gentleman entfernt sich schon in der vorletzten Scene und zwar mit ebenso vielem Geräusch, als sein Kommen verursacht hat.

Fragt man den Spießbürger, wie ihn das Stück unterhalten habe, so antwortet er: „Herrlich!“

Fragt man den Gentleman, so erwidert er gahmend: „Miserable!“

Nächstens mehr!

Apropos, wie steht's mit Deinen Winterbeulen?

Vierter Brief.



Du schreibst mir, daß Dich die Frau Hofrätthin Gulalia von Dachsbein zum Ball eingeladen hat, und bittest mich, Dir ein paar väterliche oder vetterliche Winke zu ertheilen, wie Du Dich dabei zu benehmen hast.

Vor Allem sei Dir gesagt, daß ein echter Gentleman kein Freund vom Tanzen ist und nur darum den Ball besucht, um die Philister tanzen zu sehen. So ein Spießbürger tanzt Alles, was auf dem Programm steht: die Polonaise, die Anglaise, die Française und Gott weiß was mehr; auch ist er durchaus nicht wählig in der Person seiner Tänzerin; er tanzt mit Allen,

ohne Unterschied des Standes und der Jahre, mit jungen Mädchen und alten Weibern, und küßt Jeder, wenn er sie zu ihrem Plage zurückführt, die Hand — eine Mode, die schon in der Arche Noah's Manchem höchst lächerlich vorgekommen ist. — Ein Gentleman, ausgezeichnete Vetter, tanzt nur höchst selten und auch dann nur den Contredanse, den er gehend abmacht, denn ein Gentleman läßt sich niemals auf schulgerechte Was, am allerwenigsten auf Entrechats ein.

In letzteren erkennst Du augenblicklich den Tanzmeister, den Statisten beim Corps de Ballet und den Philister, der sich viel darauf einbildet, Unterricht im Tanzen gehabt zu haben. Der Gentleman tanzt ferner nur mit jungen Wittwen oder hübschen Frauen, denen er, ohne daß es der gutmüthige Tropf von Gemahl merkt, bestmöglichst den Hof macht. Ein Wesen, das in Beinkleidern ohne Strippen tanzt, ist das non plus ultra aller Lächerlichkeit, so wie ein Mensch, der ohne Handschuhe tanzt, das geborene onze et demie aller

Philister und jedem Gentleman horrorem horro, d. h. ein Gräuel aller Gräuel ist.

Wenn Du mit Deiner Tischnachbarin die Polonaise tanzen mußt, so unterhalte sie so gut als es Dir möglich ist. Führst Du eine fremde Dame zur Polonaise, so suche als Gentleman, nicht etwa durch eine gewöhnliche Phrase über Wetter oder Ball, sondern durch eine ganz und gar ungewöhnliche Sprache das Gespräch anzuknüpfen, z. B. Madame, bei welchem Schuhmacher lassen Sie arbeiten? oder: Glauben Sie an die Auferstehung des Fleisches? oder: Essen Sie lieber Hecht oder Karpfen? oder: Lesen Sie lieber Boz und Bulwer? oder: Ziehen Sie grünen oder gelben Spargel vor? oder sonst eine Frage, wodurch die Dame verblüfft und verlegen gemacht wird. Letzteres, lieber Vetter, gehört darum zum feinen Tone, weil man auf diese Weise am aller schnellsten die Geistesgegenwart und den Witz seiner Tänzerin auf die Probe stellt. Ist sie so beschränkt, daß sie Dir die Antwort schuldig bleiben muß, so

bekümmere Dich nicht um sie; läßt sie sich aber nicht verblüffen, so ist es der Mühe werth, alle Springbrunnen Deines Geistes, alle Korkstöpsel Deines Witzes springen zu lassen, um sie durch die geistreichen Wendungen Deines Gesprächs in Sturm für Dich einzunehmen.

Der unverheirathete Philister hat die Gewohnheit, jeder jungen Tänzerin in der Aufgeregtheit seiner Gefühle die Liebe zu erklären. Ein Gentleman, der überhaupt kein Freund von Liebeserklärungen ist, wird am allerwenigsten beim Tanzen die Stimme seines Herzens laut werden lassen, weil dies, wie gesagt, philiströs und lächerlich ist.

Ein Gentleman darf unter keiner Bedingung schwitzen beim Tanze; weiß er, daß er schwitzt, so darf er durchaus nicht tanzen, denn Schweiß beim Tanze ist ein lächerliches Monopol der Philister.

Wähle Dir nur solche Tänzerinnen, die nicht viel Blumen im Haare haben; beim Tanzen pflegen sie diese

Blumen zu verlieren, ein Umstand, der Dich in die Nothwendigkeit stürzen könnte, Dich öfter zu bücken, als es einem Gentleman erlaubt ist.

Ein Gentleman muß auf die Solidität seines Hosenträgers rechnen dürfen; ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß dieser Hosenträger unter keiner Bedingung gestickt sein darf, denn ein gestickter Hosenträger ist fast eben so lächerlich, als ein gesticktes Futteral, worin der Spießbürger seinen Haus Schlüssel mit sich herumschleppt.

Ein Gentleman wird auf Bällen niemals in einem schwarzen Frack erscheinen. Schwarz ist die Ballfarbe des Philisters; der Gentleman trägt gewöhnlich einen braunen Frack.

Ein Gentleman führt immer ein Paar Reserve-Handschuhe bei sich.

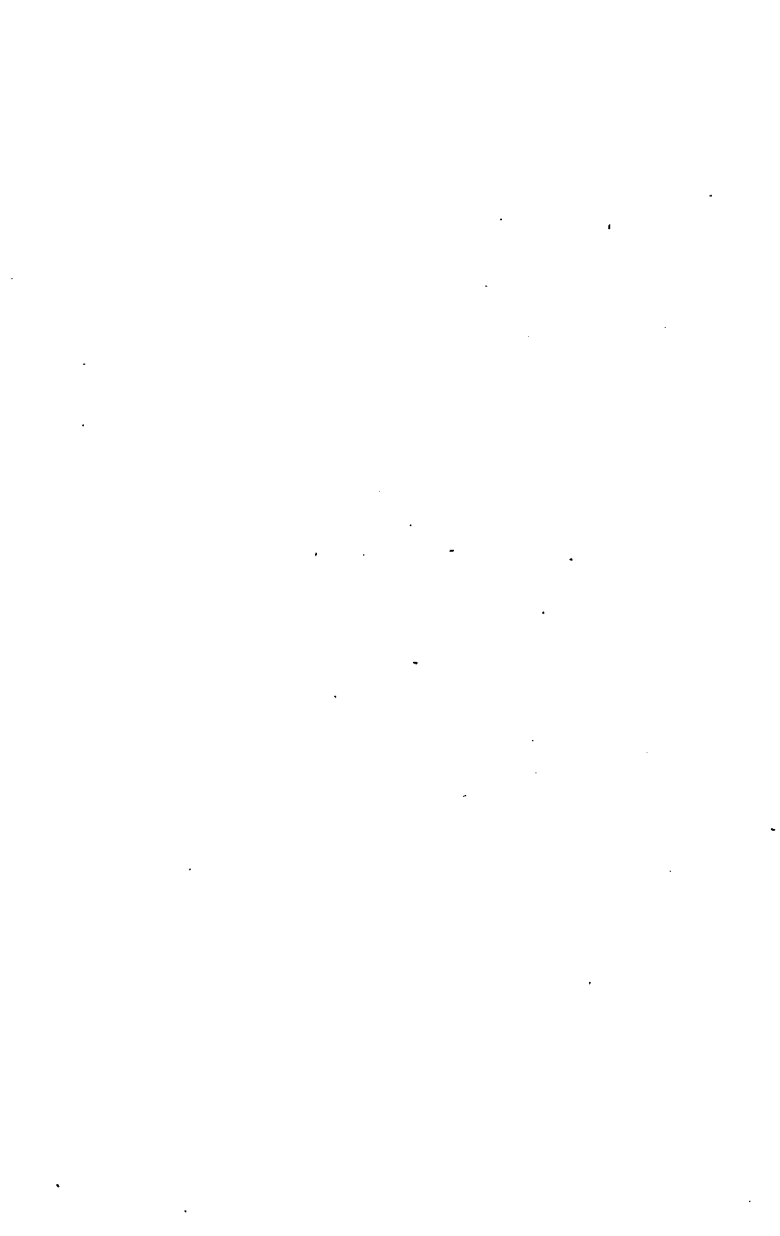
Daß es heutzutage noch Menschen geben kann, die auf Bällen und in Gesellschaften eine Kopfbürste mit und ohne Spiegel bei sich tragen können, ist mir

wenigstens völlig unbegreiflich. Ein Mensch, der die Lächerlichkeit bis zu diesem Punkte hinauf zu treiben wagt, ist mehr Kameel als Mensch, und verdient als solches je eher je lieber ausgestopft einem zoologischen Museum einverleibt, oder lebendig in Weingeist aufbewahrt zu werden, als warnendes Beispiel für Kind und Kindeskind.

Grüße die Frau Pupillenrätthin Eulalia von Dachstein und bitte sie, Jeden, nur nicht mich einzuladen, denn ich bin ein geschworener Feind des Tanzes und sage wie Kaiser Albrecht: „Wie das Tagen sich nur für Männer, so schickt sich das Tanzen nur für Weiber.“

P. S. Ein tanzender Gentleman darf weder eingesezte noch plombirte Zähne haben.

Fünfter Brief.



Du bist ein sehr gelehriger Schüler! Mit tiefgefühlter Freude habe ich vernommen, daß Dein wahrhaft überraschendes Gentleman-Benehmen auf dem letzten Balle der Frau Pupillenrätthin Culalia von Dachsbein im strengsten Sinne des Wortes „Fureur“ gemacht hat. Wem anders, schreibst Du, hättest Du diese Siege zu verdanken, als mir und meinen weisen Lehren. Es freut mich, daß Du dies einsehst. Wenn Du nun auf dem Pfade, den ich Dir vorzeichne, so rüstig fortschreitest, wie bisher, so wirst Du bald am Ziele stehen und ein echtes „Vollblut,“ un lion comme il faut sein.

Du fragst mich, liebwerther Vetter, was ich vom Spiele halte, und ob dasselbe eine jener Passionen sei, deren sich der Gentleman nicht zu schämen brauche?

Das Spiel, lieber Michel, ist allerdings ein Laster, aber genau betrachtet, ein fashionables Laster, das manche spießbürgerliche Tugend aufwiegt.

Spielen, sagte eine Geliebte Ludwigs XV. (die schöne Herzogin von Chateauroux) ist eine edle Leidenschaft, denn es gehört Muth und Entschlossenheit dazu, mit dem Zufall, dem boshaftesten aller Kobolde, in die Schranken zu treten, um ihm einen Vortheil abzutrogen. Das Trinken macht uns stumpf, das Spielen regt uns auf; der Trunk macht uns feig, das Spiel macht uns kühn und dem Kühnen lächelt das Glück.

Spiele, guter Michel, aber trinke nicht, denn der Trunk gehört zu den philiströsen Leidenschaften.

Das Spiel aber ist, wohlgemerkt, eine jener gefährlichen Klippen, woran mancher Spießbürger, welcher den Gentleman zu spielen versucht, zu scheitern pflegt; denn nichts verräth so schnell den innern Menschen, seinen Charakter und seine Denkungsweise, als das Spiel. In der Hitze des Spieles giebt sich Jeder, der nicht Gentleman ist, tausend Blößen, die den Philister verrathen. Letzterer lamentirt ewig über Unglück, das er Pech, der Gentleman aber Guignon, nennt. Wenn der Spießbürger zweimal hinter einander schlechte Karten — der Gentleman nennt sie Papier — erhält, so fährt er, so zu sagen, „aus dem Häuschen“, brummt, schimpft, flucht und ruft: „So etwas kann nur mir passiren! S'ist zum Teufel holen!! Solch Pech kann nur ich haben!!!“ Hüte Dich vor solch einem Spieler, denn er verzeiht Dir weit eher hundert Ungezogenheiten, als einen einzigen Trick, den Du durch Deine Unachtsamkeit vergeben hast; er wirft mit der Dose, wirft mit den Karten, rückt mit dem Stuhle und will zehn Mal in einer Minute

aus dem Pergament fahren. Der Gentleman giebt zu, daß er bisweilen irren kann, denn irren ist menschlich, der Philister aber kann, eben weil irren menschlich ist, niemals irren; er ist ein unfehlbarer Spieler, ein unerreichbarer Meister, der jeden Andern für einen Stümper hält.

Aber noch viel unangenehmer ist so ein Spießbürger, wenn er im Glücke sitzt. In diesem Falle versucht er sogar witzig zu werden und erschöpft sich in Witzen, die Du an den Spieltischen jeder Schenke hören kannst. Er hänselt die Verlierenden und wird so ungenießbar, daß jeder Zoll seines Körpers ein Brechpulverchen ist.

Der berühmte Fox, einer der größten Staatsmänner Englands, pflegte zu sagen: Nächst dem Genusse zu gewinnen, kenne er kein schöneres Vergnügen, als das: zu verlieren. Nur für solche Menschen wurde das Spiel

erfunden. Der Philister reißt sich beim kleinsten Verluste die Haare aus. Nur der gebildete Mann — merke Dir das, guter Michel! — versteht die Kunst, sein Geld mit Lächeln zu verlieren.

Du fragst mich, ob der Gentleman alle Spiele spielen darf?

Nein, guter Better, das darf er nicht. Es giebt Spiele, die eigens für Philisternaturen erfunden zu sein scheinen; zu diesen Spielen gehören Lotto, langer Puff, Mariage, Biquet, Scat und vor Allem, lieber Better, Schafskopf!

Den Uebergang von den ungentilen zu den gentilen Spielen bildet das Écarté, das Lieblingspiel der Com-mis bohageurs und jener Glückswitter, die sich eine ganz eigenthümliche Geschicklichkeit in der Kunst, zu rechter Zeit den König aufzuschlagen, angeeignet haben.

Beim Proponiren im *Ecarté* verlangt der Spießbürger, wenn er keine seiner Karten behält: *Alle! Der Gentleman fordert: Paquet!*

Auch *Domino* darf der Gentleman spielen, aber niemals im Kaffeehause, sondern nur im Klubb oder in seinen vier Pfählen.

Die drei gentilssten Spiele sind: *L'hombre*, *Whist* und *Boston*. Die beiden ersten werden sich zu allen Zeiten in der Gunst der Gentleman erhalten; letzteres wird aber bald wieder gänzlich aus der Mode kommen oder den Frauen anheimfallen.

Beim *Whist* giebt es einen technischen Ausdruck, durch den Du den Gentleman vom Philister augenblicklich unterscheiden kannst: der Erste sagt, wenn er drei Bilder des Trumpfes hat, *deux d'honneurs*, der Spießbürger, der mit der französischen Sprache brouillirt ist,

sagt deux honneurs; ein Voch, der Jedem, welcher die Anfangsgründe des Französischen glücklich überwunden hat, ein bronzirtes Lächeln abnöthigen wird.

Auch ist an der Art und Weise, wie Jemand Karten giebt, sehr leicht der Grad seiner gesellschaftlichen Bildung zu erkennen. Ein Mensch, der den Daumen an der Zunge anfeuchtet, um die einzelnen Karten zu lösen, ist ein Seehund erster Klasse. Der Gentleman streut die Karten wie Blumenblätter hin.

Ich höre Dich fragen, was ein Gentleman unter Seehund versteht?

Seehund ist die Crème des Philistertums.

Seehund ist das Einmalcins aller Lächerlichkeiten.

Seehund ist die Encyclopädie aller philisterhaften Ungezogenheiten.

Beim Spiele darf der Gentleman nichts als Zuckerwasser trinken, der Seehund pflegt in der Regel Grog oder Bahrisch Bier vorzuziehen.

Nachschrift. Vergiß nicht, mir zu schreiben, ob Du Deine Leichdornen losgeworden bist.

Sechster Brief.





Dein letztes Schreiben, herzlieber Michel, hat mich, erlaube mir, aufrichtig zu sein — peinlich überrascht. Du legst darin das Geständniß ab, Du habest Dich auf dem Balle der Frau Pupillenrätthin von Dachäbein, am Whisttische, in die schönen Kornblumenblauen Augen ihrer Mündel — Deiner Partnerin — dergestalt verliebt, daß Du, falls Fräulein Benjamine Dir keinen Korb giebt, fest entschlossen seist, sie zu heirathen. Michel, einziggeliebter Michel! wie kann ein ziemlich geschaidter Mensch, der noch obenein Gentleman sein will, 1848 Jahre nach Christi Geburt die unverantwortliche Bêtise begehen, sich — gleichviel in

wen — zu verlieben und aus Liebe zu heirathen? Wetter,
Wetter,

„Sprich mir von allen Schrecknissen des Gewissens,
nur von der Liebe sprich mir nicht.“

Du sagst, sie sei schön, geistreich, liebenswürdig!
Aber sagt das nicht jeder, der das Unglück hat, verliebt
zu sein? Jede, die wir lieben, ist die Schönste, hat Herr
von Zouy und nach ihm mancher verliebte Philister be-
hauptet. Doch gesetzt auch, daß dies keine optische Selbst-
täuschung, sondern mathematische Gewißheit wäre, kann
Schönheit denn jemals ein triftiger Grund zur Ent-
schuldigung jener Thorheit sein, für welche die Alles be-
mäntelnde Galanterie den Schmeichelnamen „Liebe“ er-
funden hat? Ich sage: nein, nein und abermals nein!
Denn Schönheit, guter Michel, ist nur ein flüchtiges
Alkohol, ein Räucherkerzchen, das, schnell herunter ge-
brannt, seinen Wohlgeruch verliert. Merke Dir also,
lieber Wetter, daß Jeder, der sich in eine Frau bloß ihrer
Schönheit willen verliebt, ein Schwachkopf oder ein

Philister ist, was auch hier wieder ziemlich auf Eins hinausläuft, denn ein Schwachkopf wird stets mehr oder weniger Philister, und ein Philister mehr oder weniger Schwachkopf sein, quod bene notandum!

Ganz am Schlusse giebst Du Deinem Vetter, dem Dein Wohl mehr als das seinige am Herzen liegt, etwas dunkel zu verstehen, daß Deine Schöne — nebenbei — auch nicht ganz ohne Vermögen sei. Nebenbei, schreibst Du und beweisest dadurch, wie wenig, trotz aller guten Lehren, die ich Dir bisher ertheilt, wie blutwenig Du Dir Welt- und Menschenkenntniß angeeignet hast.

Das, was Du in Deiner präadamitischen Einfalt, in Deiner vorfluthlichen Naivetät Neben- sache zu nennen geruhst, ist schon seit langer Zeit beim Heirathen Hauptsache geworden.

Von je zehn Einfaltspinseln, welche sich den Leicht- sinn zu schulden kommen lassen, ihre goldene Unab-
Dettinger, Kurze Briefe.



hängigkeit der eisernen Laune eines Weibes aufzuopfern, heirathen anderthalb aus Liebe, drei und ein halber aus Langeweile und fünf bloß aus Gelddrücsichten.

Von allen Ehen, die geschlossen werden, (— man sagt im Himmel, weil, wie ein geistreicher Spötter meint, beide Theile gleich nach der Hochzeit aus den Wolken fallen —) sind die sogenannten Geldheirathen noch die vernünftigsten. Eine solche Vernunftheirath verhält sich zu einer Heirath aus Liebe, wie ein Sack Geld zu einem Geldsack und letzterer wieder zu ersterem wie teuflische Ironie zu göttlicher Wahrheit.

Ich komme noch einmal auf die Liebe zurück. Liebe, ehelicher Mischel, ist eine jener Streitfragen, über die alle Philosophen alter und neuer Zeit nie mit sich einig geworden sind.

Das, was der Eine fest behauptet, hat der Andere ebenso fest verworfen. Der Eine hat sie von diesem,

~~Az Orsz. Paed. Könyvtár
és Tanszemlézetum:
Gyertyánffy-könyvtára.~~



der Andere von jenem Standpunkte betrachtet: Dieser hat sie in den Himmel erhoben, Jener in den Staub gezogen. Zu Letztern gehört auch der gute Berliner, weiland Franz Horn, der sie, plump genug, einen „potenzirten Trieb nach Fleischspeise“ genannt.

Auch ich, guter Michel, habe, ohne mir im Entferntesten einfallen zu lassen, mich für einen Philosophen zu halten, im zweiten Jahrgange meines „Narren = Almanachs“ das Kapitel der Liebe mit Allem, was drum und dran hängt, in den Kreis meiner Forschungen gezogen und dort, wenn auch vielleicht wenig Neues, doch gewiß sehr viel Wahres gesagt. Wenn Du nichts Besseres zu thun weißt, so lies es und sage mir dann Deine Meinung, wenn Du als Philister überhaupt eine Meinung hast. —

Nach meiner Ansicht, ausgezeichneten Vetter, ist die Liebe unserer Zeit ein christlich = germanischer Begriff, der

sich zur Zeit der Kreuzzüge durch geistige Verschmelzung morgen- und abendländischer Sitten ausgebildet hat. Zwar gab es schon im grauen Alterthume eine Liebe, diese Liebe aber, guter Michel, war größtentheils nur sinnlicher, nicht geistiger Natur. —

Zur Zeit des alten Perikles liebten sich die Griechen — das gebildetste und geistreichste Volk des Alterthums — um sich die Zeit zu verkürzen, nicht aber, um sich gegenseitig zu langweilen. Und eben darum liebten sie sich, ohne daran zu denken, sich je zu heirathen. Damals herrschte durchaus kein Zwang. Man liebte sich so lange, als man sich gegenseitig lebenswerth erschien. Und daher kam es, daß es damals weit weniger unglückliche Familien als in späteren Zeiten gab.

Damals, wo die Liebe keine philiströse Pflicht, keine sogenannte Schuldigkeit, sondern ein gegenseitiges

Vergnügen, ein freiwilliges Opfer war, damals gab es eine Aspasia, eine Laïs, eine Theone — Weiber, die den Männern, welche sie der Ehre ihres Umgangs würdig hielten, die finstere Erde zum sonnendurchwirkten Paradiese umschufen.

Daß es auch damals schon eine Kantippe gegeben hat, ist nur Ausnahme von der Regel; Letztere scheint überdem auch schlimmer in der Einbildung des griesgrämigen Sokrates, als in der Wirklichkeit gewesen zu sein. —

Erst nachdem die Ehe aufgehört hatte, ein freiwilliger Vertrag zu sein, starben die Aspasien aus und kamen die Kantippen auf. In Ninon de l'Enclos, sagt Balzac, wurde die letzte der Aspasien zu Grabe getragen; täglich aber wird eine neue Kantippe geboren. Und darum, herzliebster Vetter, ertheile ich Dir zwei wohlgemeinte Winke, Dir selber die Wahl überlassend, welchen von beiden Du befolgen willst:

Liebe, ohne zu heirathen, oder heirathe ohne zu lieben.

Im Uebrigen bitte ich Gott, daß er Dich in seinen heiligen Schuß nehme u. s. w.

P. S. Wie befinden sich Deine werthen Winterbeulen?

Siebenter Brief.



Dein Entschluß, schreibst Du, sei gefaßt. Du willst Deine Schöne heirathen, nicht weil Du sie liebst, sondern weil sie — jetzt erst rückst Du mit der Wahrheit heraus — ein höchst achtenswerthes Vermögen besitzt, weil sie, rund heraus gesagt, „unverschämte reich“ ist.

Bei dieser feierlichen Gelegenheit schüttest Du in das Herz Deines Freundes Deinen geheimen Kummer über Deine Geldverhältnisse aus und gestehst mir — mit Thränen in der Feder — daß Du seit fünf Jahren, um bei den Damen Deines Ortes einen gewissen Grad von Aufsehen zu erregen, verteuft viel Schulden

gemacht hast, Schulden, die Dir armen Jungen schlaflose Nächte verursachen, Schulden, worüber Dein philiströses Gewissen Dir bittere Vorwürfe macht.

Zachariä von Ringenthal sagt in seinem biographischen Nachlasse: „Ich habe, weil ich meine Unabhängigkeit geliebt, mich immer vor Schulden gehütet. Auch ist die Kunst, Schulden zu machen, eine schwere Kunst.“ Ich führe diese Stelle nur deshalb an, um Dir zu beweisen, daß der berühmte Verfasser der „Vierzig Bücher vom Staate“ ein großer Philosoph, ein ausgezeichnete Rechtsgelehrter, ja alles Andere, nur kein Gentleman gewesen ist; sonst hätte er unmöglich behaupten können, daß die Kunst, Schulden zu machen, eine schwere Kunst sei. Jeder Gentleman, der darin eine, wenn auch nur alltägliche, Routine erlangt hat, wird im Stande sein, den schlagendsten Beweis zu liefern, daß von allen freien Künsten die des Schuldenmachens die allerleichteste ist.

Als ich — so jung wie Du — mehr Gläubiger als Tage im Jahre hatte, war ich der unabhängigste,

freieste und frohste Mensch auf Gottes Erdboden; ich selbst machte mir nicht die geringste Sorge, sondern überließ sie meinen Gläubigern. Niemals — selbst im Traume nicht — beging ich die Thorheit, mir über meine Schulden Gewissensbisse zu machen.

Ich kann in der That nicht begreifen, guter Vetter, wie Jemand die Philisterhaftigkeit bis zu dem Punkte ausdehnen kann, sich über Schulden Gewissensbisse zu machen. Die armen Eumeniden hätten viel zu thun, wenn sie ihr schlangenumgürtetes Haupt und ihre bepecksfackelten Hände in Dinge mischen sollten, die sie, wie der Exekutor Purzel im „Weltumsegler wider Willen“ sagt, in staatsbürgerlicher Hinsicht durchaus nichts angehen. Ich möchte wissen, wo die guten Furien all' die Schlangen hernehmen sollten, wenn ihnen Jemand zumuthen wollte, Jeden bloß darum, weil er Schulden hat, als Bösewicht zu verfolgen und in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen! Merke Dir ein für alle Mal, Schulden gehören nicht vor das Forum des Gewissens.

Weißt Du denn überhaupt, was Gewissen ist? Nimm den zweiten Band von Krugs „philosophischem Lexikon“ zur Hand und schlage Seite 267 auf; dort wirst Du finden, daß der geistreiche Verfasser des Werkes „Mes rêves ou l'art de ne pas m'ennuyer“ das Gewissen für nichts Angeborenes, sondern für etwas Erfindeltes, für eine Erfindung der alten Aegyptier hält. Er sagt sehr naïv: „Les régulateurs de l'Égypte, pour compléter la civilisation, inventèrent la conscience.“

Und weil ich befürchten muß, daß Du, als ein geistlicher Philister, wenig oder gar nicht französisch verstehst, will ich Dir das Ding ins Deutsche übersetzen:

Aegyptens Gesetzgeber haben, um die Civilisation zu vervollständigen, das Gewissen erfunden.

Lasse Dir also darum kein graues Haar wachsen, mache Schulden, soviel Du für nöthig hältst, und bezahle sie niemals früher, als Du es im Stande bist.

Schulden, lieber Michel, 'setzen Credit, Credit setzt Vertrauen, Vertrauen setzt Treue und Redlichkeit voraus; folglich ist jeder Schuldenmacher ein Mann, der die schöne Maxime befolgt:

„Neb immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Vom . . . Schuldenmachen ab.“

Falls Du Dich in der Art und Weise, wie der Gentleman Schulden entweder zu machen oder zu bezahlen hat, noch mehr ausbilden und ganz und gar vervollkommen willst, so studire die im Jahre 1837 in Paris erschienene „Art de payer ses dettes“ vom Baron Emil de l'Empésé, einem stupend geistreichen Manne, dem die fashionable Welt außer diesem Werke noch ein anderes, nicht minder wichtiges verdankt, das den unsterblichen Titel „Art de mettre sa cravate“ führt, die

Quelle, aus der Dein Vetter seine Virtuosität in der Sphäre der Halstuchknoten geschöpft hat.

Der Montesquieu der Kunst, seine Schulden zu bezahlen, stellt in seinem Werke folgende sieben Hauptthesen auf:

- 1.) Je mehr Schulden, desto mehr Credit; je weniger Gläubiger, desto weniger Hilfsquellen.
- 2.) Jeder, der nicht creditirt, muß unfehlbar Bankerott machen, denn je mehr man creditirt, desto mehr verkauft man; je mehr man verkauft, desto mehr macht man Geschäfte und je mehr man Geschäfte macht, desto mehr gewinnt man.
- 3.) Die Bevölkerung jedes Staates zerfällt in zwei Klassen: in die erzeugende und in die verzehrende. Die Gläubiger sind die produzierende, die Schuldner die consumirende Klasse. Die erste kann ebensowenig ohne die letzte, als die letzte ohne die erste bestehen.

- 4.) Der Reichthum eines Staates hängt stets von der Größe seiner Schulden ab. Betrachte England und richte Dich darnach.
- 5.) Jeder Staat besteht aus zwei Menschenklassen: aus der einen, die zu viel, und aus der zweiten, die nicht genug hat. Jeder einzelne Staatsbürger muß, zum Wohle des Ganzen, ernstlich darauf bedacht sein, zwischen beiden Klassen das zur Erhaltung des Staates nöthige Gleichgewicht herzustellen.
- 6.) Es ist vernünftiger, hunderttausend Francs einem Einzigen, als hundert Francs tausend Gläubigern schuldig zu sein.
- 7.) Nichts ist lächerlicher, als sich Schulden halber zu grämen oder gar das Leben zu nehmen. Man muß für seine Gläubiger leben, aber nicht für sie sterben.

Merke Dir diese sieben weisen Lehren und es wird Dir, trotz der Schulden, die Du machst, immer wohl-
ergehen auf Erden wie im Himmel — Amen!

Mein nächster Brief wird Dir einige Winke erthei-
len, wie Du Dich im persönlichen Umgang mit Deinen
Gläubigern zu erhalten hast.

P. S. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich
beunruhigt, daß Du noch immer Frostbeulen hast!

Achter Brief.



Am Schlusse meines letzten Schreibens habe ich Dir einige Winke versprochen, wie Du Dich im persönlichen Umgange mit Deinen Gläubigern zu verhalten hast. Ich würde Dir, liebes Kind, ganz einfach eine von den zwölf Auflagen von Knigge's classischem Werke „Ueber den Umgang mit Menschen“ anempfehlen, wäre ich nicht allzu sattfam überzeugt, daß die meisten Gläubiger wahre Unmenschen, Barbaren, Quälgeister sind, welche anders behandelt, anders gezähmt, anders gefirrt sein wollen, als gewöhnliche Menschenkinder.

Die heilige Schrift — das zweite Buch Mosis, Kapitel 22, Vers 25 — verbietet zwar jedem Gläubiger

seinen Schuldner zu treten (Kunstaussdruck, guter Vetter, für drängen, drücken, quälen, peinigen) was aber fragt ein so gottloser Gläubiger, so ein mitleidloser Pharisäer, so ein kieselherziger Manichäer nach der heiligen Schrift, nach Moses und dessen weisen Sagen- gen? Zu allen Zeiten und bei allen Völkern berief sich der Gläubiger auf die menschlichen Gesetze, die seine Unmenschlichkeit — albern genug! — in Schutz genom- men haben.

Danke Deinem Schöpfer, mein ausgezeichneteter Vetter, daß Du nicht schon zu den Zeiten der Maccabäer gelebt hast. Damals war ein Schuldenmacher viel schlim- mer daran, als heutzutage. Der jüdische Gläubiger hatte das Recht, Dich Schulden halber nicht bloß in den Ker- ker zu werfen, sondern auch, wie einen Schöps oder Hammel, verkaufen zu dürfen. Das barbarische Gesetz erlaubte sogar, auch Dein Weib und Deine Kinder zu Gunsten Deines unbarmherzigen Gläubigers verträdeln zu lassen. Damals wurde manche schöne Jüdin um ein

wahres Lumpengeld verschachert. Bestände das unmenschliche Gesetz noch heutzutage, wie mancher Jude ließe, bloß Schulden halber, je eher je lieber zum Christenthume über!

Von den sieben Weisen Griechenlands habe ich von jeher für den guten Solon die meiste Vorliebe gefühlt, weil er der Erste gewesen war, der den Atheniensern das vernünftige Gesetz gegeben hatte, daß bürgerlicher Schulden halber kein Grieche eingesperrt werden durfte. Er war es, der das abscheuliche Gesetz des Personalarestes aufgehoben hat.

Wie einfältig, wie albern, wie dumm waren dagegen die Rhodier! Nach ihrer Gesetzgebung wärest Du, beklagenswerther Vetter, nicht allein für die eigenen Schulden, sondern auch obenein für die Deines Waters verantwortlich gewesen, selbst dann noch, wenn Du aus Vorsicht auf dessen Erbschaft großmüthig Verzicht geleistet hättest. Würde das Rhodische Gesetz, daß alle Söhne verbunden seien, auch die Schulden ihrer Herren

Väter zu bezahlen, heutzutage bei uns eingeführt werden, welcher dumme Teufel möchte dann wohl noch Sohn seines Vaters sein wollen?

Noch unmenschlicher und grausamer war das Gesetz der zwölf Tafeln: es erlaubte, den armen Schuldner in Stücke zu zerreißen und ihn gliedweise unter seine Gläubiger zu vertheilen. Hatte der Unglückliche bloß einen einzigen Creditor, so durfte dieser jenen zwar nicht tödten, aber, was noch viel schlimmer war, als Sklave auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden versteigern.

Die indische Gesetzgebung, guter Vetter, war in diesem Punkte weit menschlicher und viel galanter. Sie gestattete dem Gläubiger, der sein Geld nicht erhielt, sich mit der Frau seines Schuldners, oder mit derjenigen ihrer Töchter, die ihm am besten gefiel, gütlich abzufinden. Während die armen europäischen Ehemänner oft Jahre lang gebrauchen, um die Schulden ihrer puzfüchtigen Frauen zu bezahlen, steht es in der Macht der in-

dischen Frauen, die Schulden ihrer Ehemänner in einer einzigen Nacht abzutragen. Wie mancher tiefverschuldete Ehegatte möchte deshalb weit lieber Indianer als z. B. Neuß = Greiz = Schleizer sein!

In der Türkei durfte der Gläubiger jeden seiner Schuldner spießen und, wenn derselbe kein Muselman war, sogar ohne Seife spießen lassen, was die Proceedur natürlich noch viel schmerzhafter machte.

Kehren wir nun nach Rom zurück.

Strenge Gesetze, ausgezeichneter Vetter, überleben sich bald. Die Barbarei des Zwölftafelgesetzes währte, hinsichtlich der Zerstückelung der Schuldner, nur bis zum Jahre 428, wo auf Antrag der Volkstribunen Petilius, der, einem on dit zu Folge, schwer verschuldet gewesen sein soll, den Consuln ein Gesetz abgenöthigt wurde, das die Tödtung der Schuldner aufhob und dem Gläubiger bloß das Recht einräumte, sie in einem öffentlichen Gefängnisse so lange zurückzuhalten, bis sie ihre Schulden bezahlt hatten.

Julius Cäsar, die Frau aller Männer und der Mann aller Frauen, der in seiner Jugend mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe gehabt, erbarmte sich der armen, freiheitberaubten Schuldner und bewilligte ihnen die Wohlthat der Güterabtretung (*cessio honorum*), durch die sie sich vom Personalarrest befreien konnten.

Seit jener Zeit hat sich in diesem Punkte der Gesetzgebung wenig geändert. Nur auf der Insel Korea herrscht noch bis heute die alte Sitte, die dem Gläubiger das Recht einräumt, seinem Schuldner tagtäglich fünfzehn Bambushiebe zu geben; ein Recht, das bei uns zu Lande, wo der zudringliche Gläubiger oft vom Schuldner Prügel erhält, köstlich parodirt wird.

Ich komme jetzt endlich zur Hauptsache.

Merke Dir vor Allem, daß nicht alle Gläubiger aus einem Thone gefnetet, über einen Keisten geschlagen, übr einen Kamm geschoren sind, sondern daß jeder einzelne eine andere Behandlung verlangt.

Nach meiner Ansicht, mein überaus geliebter Vetter, zerfällt das leider allzuzahlreiche Genus der Gläubiger in vier Species, die nach den vier Temperamenten einzutheilen sind, in

- 1) sanguinische,
- 2) cholericische,
- 3) phlegmatische und
- 4) melancholische Gläubiger.

Jede dieser vier Species zerfällt wieder, wie das Geschlecht der Bremsen, in unzählige Varietäten oder Spielarten, und wie es Ochsen = Schaf = Pferde = und Rennthier = Bremsen giebt, so giebt es auch Ochsen = Schaf = Pferde = und Rennthier = Gläubiger.

Der sanguinische Gläubiger (*Tabanus sanguinicus*) ist gutmüthig, leicht gerührt, schnell überzeugt, und äußerst nachgiebig. leider aber nicht ganz zuverlässig; heute verspricht er Dir Nachsicht und morgen — verklagt er Dich. Zu dieser Species zweibeiniger Bremsen gehört vor Allem der Schneider (*Tabanus sartor*)

— Monseigneur, fragte ein Gläubiger den Fürsten Talleyrand, ich möchte gern wissen, wann Sie mich einmal bezahlen werden?

— Gott im Himmel, rief der hinkende Teufel, wie kann man so neugierig sein!

Notire Dir diese ausweichende Antwort; sie verblüfft und ist von so überraschender Wirkung, daß ich mit deren Hülfe schon mehr als einen Schneider siegreich in die Flucht geschlagen habe.

Als ich noch Garçon war, hatte ich einen Schneider, der mir am Ersten jedes Monats die unbezahlbare Ehre erwies, sich weniger nach dem Befinden meiner fünf Sinne, als nach dem meines Geldbeutels zu erkundigen.

— Sie verlangen Geld von mir, edler Freund und Gönner?

— Nun ja, wenn es Sie nicht genirt . . .

— Durchaus nicht, sagte ich und öffnete mein Schreibpult.

Das Gesicht meines Schneiders strahlte Freude, denn seine Seele schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß ich ihm wenigstens einen Theil seiner Rechnung bezahlen würde.

Aber statt des Geldes zeigte ich ihm ein halbes Duzend versiegelter Briefe.

— Sie irren, würdiger Mäcen, wenn Sie sich dem Aberglauben hingeben, daß bloß auf der Liste Ihrer Gläubiger saumselige Zahler stehen. Auch ich weiß ein Lied davon zu singen . . . doch daß ich's nicht vergesse, darf ich Ihnen eine echte Havanna . . . dos amigos . . . première qualité anbieten?

— Danke verbindlichst, ich rauche nicht.

Das wußte ich, ausgezeichneteter Wetter, sonst hätte ich ihm gewiß keine angeboten.

— Ja, wie gesagt, auch ich weiß ein Lied davon zu singen. Sie sehen hier fünf Mahnbriefe. Der eine dieser Herren schuldet mir 8 Louis, die ich ihm im Ecarté vorgeschossen; der Andre 50 Thaler, die ich ihm

vor sechs Monaten geliehen; der Dritte einen kleinen Nest von 12 Carolins für eine reizend schöne Apfelsute, die ich ihm schon im vergangenen Jahre verkauft; den Vierten mahne ich nun bereits zum fünften Male um sechs Dukaten, die ich ihm auf sein Ehrenwort geliehen; der fünfte Brief ist an eine junge Choristin gerichtet, die mir so lange die Ohren vollgeheult, sie brauche einen neuen Shawl, daß mir endlich nichts Anderes übrig geblieben war, als für 86 Thaler gut zu sagen, die ich seitdem längst bezahlt habe. Lauter Kleinigkeiten, wie Sie sehen — ich betonte das Wort absichtlich etwas auffallend — aber wenn man alle diese Bagatellen zusammenrechnet, kommt doch ein hübsches Sümmdchen heraus.

— Ein Sümmdchen? Eine Summe, eine respectable Summe!

— Nun sehen Sie, lieber Freund, wie oft man sich blos für Andere in Noth und Sorgen stürzt. Aber der Faden der Geduld plakt zuletzt . . . Nicht wahr?

— Natürlich!

— Ich habe meine Freunde heute zum ersten Male ernstlich ersucht, an die Bezahlung ihrer Posten zu denken, denn auch ich, ma foi! brauche mein Geld.

— So gut als ich das meinige, sagte der Schneider.

— Ich habe diese fünf Briefe Anfangs auf die Stadtpost werfen wollen, mir jetzt aber die Sache anders überlegt. Meine Schuldner könnten die Ausrede gebrauchen, sie hätten meine Mahnung nicht erhalten, und deshalb habe ich mich entschlossen . . .

— Es zu machen, wie ich, und lieber selbst hin zu gehen?

— Das nicht!

— Was denn?

— Sie zu bitten, diese Briefe an ihre Adressen abzugeben.

— Bin ich Ihr Kaufbursche? fragte der Sanguinifer.

— Sie sind mehr als das! Sie sind mein Gönner, mein Beschützer, mein Freund! rief ich und schloß den tiefgerührten Schneider fest in meine Arme.

Das ehrliche Kameel! Fast hätte es an meinem Krokodillherzen Thränen der reinsten Freude vergossen!

— Man kann Ihnen nichts abschlagen, sprach mein Mäcen; geben Sie her die Briefe.

— Sie wollen sich also wirklich damit belästigen?

— Haben Sie es nicht verlangt?

— Gut! Zum Danke dafür will ich Alles, was Sie darauf einnehmen, morgen brüderlich mit Ihnen theilen.

— Schön; sagte der Schneider, nahm die fünf Briefe und galoppirte für mich durch die halbe Stadt.

Du fragst mich, naiver Better, ob jene Briefe wirklich mahnenden Inhalts gewesen??? Unter vier Augen gesagt: Nein! Denn keine von allen Personen, an die ich sie gerichtet, war mir Etwas schuldig. Meine Briefe enthielten Mittheilungen der gleichgültigsten Art.

Als der Schneider am andern Morgen zu mir ins Zimmer trat, rief ich ihm donnernd entgegen:

— Nun, Mann Gottes, bringen Sie Geld?

— Nein!

— Und weshalb nicht?

— Weil ich von allen Fünfen keinen Heller erhalten habe. Der Eine schließ noch, der Andere war schon ausgegangen, der Dritte war noch gar nicht nach Hause gekommen, der Vierte war ausgezogen, ohne die Adresse seiner neuen Wohnung zu hinterlassen, und die Dame vom Theater ließ mir herausfragen, daß sie Ihnen schriftlich antworten wolle.

— Sehen Sie, das hat man von seiner Bereitwilligkeit! Der Teufel hole alle guten Freunde und die Choristin obendrein! Ich bin so aufgebracht, so empört, so wüthend, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen könnte!

— Aber warum denn?

— Bloß Ihrewegen! Es thut mir weh, es blutet mir das Herz, Sie auch heute ohne Geld fortzuschicken zu müssen . . .

— Fassen Sie sich, wir müssen nun einmal mit unsern Gläubigern Geduld haben . . .

— Wann aber besuchen Sie mich wieder?

— In vier Wochen!

— Nein, edler großmüthiger Freund, ich erwarte Sie in längstens vierzehn Tagen . . . bis dahin hoffe ich . . .

— Schon gut, schon gut, sagte der Schneider, wischte sich eine erbsendicke Thräne aus dem Auge und ging.

Acht Tage später erhielt ich vom Stadtgericht eine Vorladung, aus der ich ersah, daß er mich Tags darauf verklagt hatte.

So sind sie, diese sanguinischen Schneider!

— — — — —

Der cholericische Gläubiger (*Tabanus cholericus*) ist sehr zum Zorne und zum Schimpfen geneigt, wird

durch Widerspruch noch mehr aufgereizt und droht jeden Augenblick, einen furchtbaren Skandal zu machen. Im Ganzen aber ist er nicht so grimmig, als er aussteht, und läßt sich durch Ruhe und Gelassenheit entwaffnen. Er droht beständig mit einer Klage, klagt aber in der That nur höchst selten. Zu dieser Klasse gehört vor Allem der Schuster, (Tabanus sartor.)

Als ich noch Garçon war, hatte ich natürlich auch einen Schuster, dem ich dann und wann Etwas schuldig blieb. Besagter Pechmensch war ein Grobian der feinsten, oder richtiger gesagt, der größten Sorte, ein Flegel erster Klasse, der den Feldzug von 1813 mitgemacht, das eiserne Kreuz und, die weil er einen Pudel und zwei Gensd'armen aus dem Wasser gezogen, die goldene Rettungsmedaille erhalten hatte, worauf er, im Vorbeigehen gesagt, viel stolzer als der Fürst Metternich oder der Herzog von Wellington auf alle ihre Crepundien war.

— Herr, sagte er eines Morgens, ich brauche mein Geld.

— Ich gleichfalls, gab ich ihm ruhig zur Antwort.

— Meine Rechnung beträgt 14 Thaler 28 Silbergroschen, und wenn Sie mich nicht augenblicklich bezahlen, so mache ich Ihnen einen Mordspectakel, daß in fünf Minuten das ganze Haus zusammenläuft.

— Thun Sie das, ich fürchte Sie nicht. Poltern, schimpfen, fluchen Sie. Ihr Zorn wird mir vielen Spas machen. Je mehr Sie sich ereifern, desto mehr werde ich lachen, und wenn die Zeugen, die Sie herbeiwünschen, erschienen sind, werde ich die Thür öffnen und ihnen sagen: „Scht her, so benimmt sich einer der ruhmgekrönten Krieger, die 1813 das Vaterland von der Schmach der Zwingherrschaft befreit, so benimmt sich ein Held, der zwei Fahnen und — Gott weiß, wie viel? Kanonen erbeutet, so benimmt sich ein Ritter des eisernen Kreuzes, ein Inhaber der goldenen Rettungsmedaille, der einen Budel und zwei Gensd'armen aus dem Wasser gezogen hat, so benimmt sich ein Mann, in Meißter, ein Bürger, vielleicht einst ein Stadtverord=

neten der Haupt- und Residenzstadt Berlin, weil er sich vom Zorne, der unedelsten aller Leidenschaften, auf einen Augenblick hinreißen ließ, seine Meisterwürde zu vergessen und sich wie der letzte seiner Schusterjungen zu betragen.

— Herr, rief der Schuster, dessen Wuth mit einem Male gebrochen war.

— Nun, edler Krieger, tapferer Vaterlandsvertheidiger, was hindert Sie in Ihrem Vorhaben? Warum poltern, warum fluchen, warum schimpfen Sie nicht? Warum machen Sie nicht Mordspectakel, damit die ganze Nachbarschaft zusammenläuft und Sie, den Helden, den Bürger, den zukünftigen Stadtverordneten in der Glorie Ihres Zornes bewundern kann???

Selbst der größte aller Grobiane, guter Wetter, hat eine Stelle, wo er kitzlich ist. Findest Du diese Stelle, so steht es in Deiner Macht, den vierschrötigsten Flegel in einen empfindsamen Galanthomme, den Tiger in einen Schöpß umzuwandeln. Es giebt keinen Schuster,

der nicht ehrgeizig ist. Ich kannte diesen kgllichen Punkt und wußte ihn zu benutzen.

— Ach, Herr! rief der zerknirschte Schuster und Stadtverordnete in spe, es war ja nicht so böß gemeint; ich spaßte ja nur. Wie können Sie nur glauben, daß es mir jemals einfallen könnte, Sie wegen lumpiger 14 Thaler 28 Silbergroschen, die ich von Ihnen zu fordern die Ehre habe, zu mahnen, Ihnen wegen dieser Lumperei nur ein böses Wort zu sagen?

— Aber weshalb sind Sie denn jetzt hier?

— Weshalb ich hier bin? fragte der Vaterlandsvertheidiger, eine Sekunde lang einhaltend. Weshalb ich hier bin? Um Ihnen, wenn Sie erlauben, Maß zu nehmen zu einem Paar neuer Stiefel, denn ich will es Ihnen nur gestehen, ich wünsche mir in meinem ganzem Leben keinen besseren Kunden, als Ew. Hochwohlgeboren.

— Es freut mich, daß Sie dies einsehen, sagte ich, warf mich aufs Sopha und hielt ihm den rechten Fuß hin.

● Der gebändigte Tiger ließ sich auf ein Knie nieder, um mir Maß zu nehmen.

— So, sagte er, nun bin ich fertig.

— In vier Wochen sollen Sie Ihr Geld erhalten,

— Sie beschämen mich, sprechen wir nicht mehr davon!

— Nun denn, auf Wiedersehen! Wenn ich einst die Geschichte des glorreichen Jahres 1813 schreibe, so sein Sie überzeugt, daß Ihr Name darin nicht fehlen wird. Bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie und Ihre Stiefel in seinen heiligen Schutz nehme.

Schluchzend trat der Schuster seinen Rückweg an.

Der phlegmatische Gläubiger (Tabanus phlegmaticus) liebt die Ruhe, haßt jede Aufregung, geht stets vorsichtig zu Werke und läßt sich daher nur selten zu einer Unbesonnenheit, nie aber zu Haß und Zorn hinreißen; er mahnt sehr artig, leider aber öfterer als jeder Andere und, wenn's sein muß, sogar tagtäglich

mit einer unermüdlischen Ausdauer. Von allen Gläubigern ist er — merke es Dir lieber Vetter — der unerträglichste. Zu dieser Klasse gehört vor Allen der Friseur und Barbier (Tabanus comae textor und Tabanus tonsor.) Diese Art von Bremsen kannst Du Dir nur durch zwei Mittel vom Halse schaffen. Durch Geld oder — Grobheit.

Vergiß überhaupt nicht, Dich in der fashionablen Kunst, mit Manier grob zu sein, immer mehr und mehr auszubilden, denn nur der Philister ist gegen Jedermann artig und zuvorkommend, der Gentleman aber gegen Alles, was nicht seines Gleichen ist, immer abstoßend, paßig, grob. Wenn der Gentleman einem Philister auf den Fuß tritt, so bittet der Getretene um Entschuldigung; der Gentleman entschuldigt sich nur selten und auch dann nur im Vorbeigehen. — Grobheit, mein artiger Vetter, ist der Schlüssel zum Geheimnisse, sein Glück zu machen, denn ein unverschämter Flegel kommt in der gestitteten Welt immer weiter, als der

feingebildete, schüchterne und bescheidene Mann. Bescheidenheit, lieber Better, bringt oft selbst den Reichen in den Geruch eines armen Teufels. Mir fällt dabei das hübsche Epigramm ein:

„Seit Göthe hat gesagt: „Nur Lumpe sind bescheiden,
Nimmt jeder Lump sich vor, Bescheidenheit zu meiden.“

Grobheit, mein bescheidener Better, ist weiter nichts, als Ironie im Schlafrock; Spott, Ironie und Malice aber sind zu allen Zeiten die gefährlichsten Waffen gewesen. Merke Dir den Fabelvers:

„Bemühe Dich, mein Freund, recht göttlich grob zu werden,
Auf daß es wohl Dir geh' im Himmel und auf Erden.“

Der melancholische Gläubiger (Tabanus melancholicus) ist ängstlich um seine Zukunft besorgt und sehr zu Geiz und Mißtrauen geneigt, seine Schwermuth verleitet ihn gar oft zur Selbstpeinigung und zum Haß; er malt sich und Andere, um sie zum Mitleid zu bewegen, die gräßlichsten Bilder vor und steht Gespen-

ster und Leichen, wo keine sind. Zu dieser Species gehört vor allem jene Klasse von Biedermännern, die Dir auf un menschlich hohe Zinsen Geld leiht, der Bucherer (Tabanus foenerator).

Dieser Gläubiger hat beständig Seufzer auf den Lippen, Thränen in den Augen und Trauer in dem Herzen; er erzählt Dir lange Jeremiaden und Odysseen von Unglücksfällen, die ihn unablässig verfolgen; fast täglich ist sein armes Weib von einem Zwillingspaare entbunden worden; allwöchentlich stirbt ihm „ein armes Wurm“ am Keuchhusten oder an der Bräune; heute muß er den Apotheker und morgen den Doctor, heute die Miethelohn und morgen seine Lebensversicherungs-Police bezahlen. Er klagt, winselt, jammert und heult beständig, bittet Dich mit seinem Unglück Erbarmen zu haben und ihm das Geld — noch vor der Verfallzeit — zurückzuzahlen.

Vor zwölf Jahren trat eine dieser edlen Menschenfreunde mit einem Trauerflor um Arm und Hut in mein Zimmer ein.

— Sie trauern? fragte ich bewegt. Um wen?

— Um mein armes Weib, das die himmlische Vorsehung vorgestern am Magenkrebs zu sich genommen hat, erwiderte der arme Mann, der gleich darauf wie ein Kind zu heulen anfang. Morgen früh soll sie begraben werden und ich habe keinen Groschen Geld, um den Sarg und die Beerdigungskosten zu bezahlen.

— Vor einigen Tagen war Ihre Frau ja noch frisch und gesund.

— Die Wege der Vorsehung sind dunkel. Heute roth und morgen todt! rief er aus und zerfloß in Thränen.

Gerührt öffne ich meine Schatulle, um dem armen Teufel vier Wochen vor der Verfallzeit meinen Wechsel zu bezahlen, als die Thür sich aufthut und sein Weib den Kopf zur Thür hineinsteckt und mich fragt:

— Verzeihen Sie, ist mein Mann noch da?

Der Heuchler stand wie vom Blitz getroffen; ich aber schlug ein lautes Gelächter auf, warf meine Schatulle zu und — den Heuchler zur Thür hinaus.

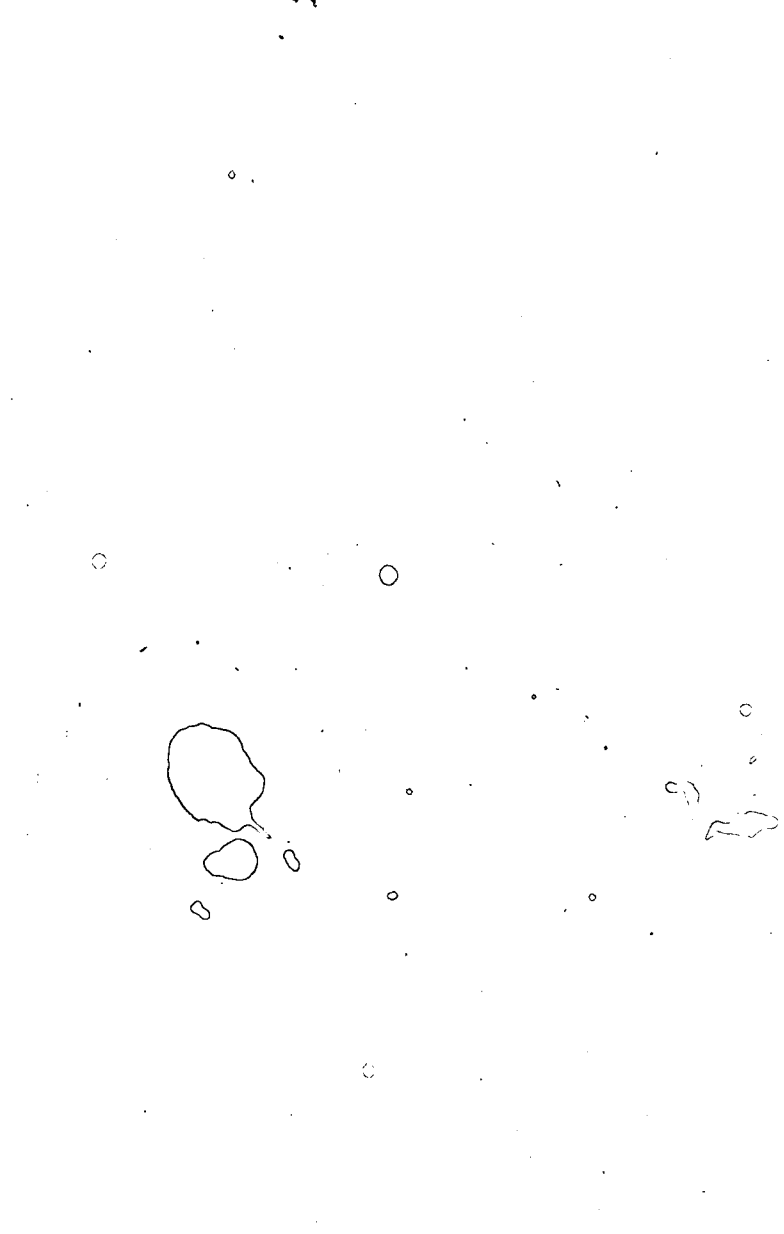
Ich erzähle Dir das, um Dir zu beweisen, daß Du keiner dieser melancholischen Stechfliegen glauben darfst. Winseln sie, dann lache; jammern sie, dann spotte, und werden sie unangenehm, so wirf als Gentleman die Philister zur Thür hinaus. Mit Grobheit, wie gesagt, gelangt man immer am schnellsten zum Ziele.

Schließlich gebe ich Dir noch einen andern, wohl zu beherzigenden Rath:

Sei lieber zehn Männern, als einer einzigen Frau Etwas schuldig, denn es giebt keine nergelnderen Gläubiger, als die weiblichen. Nach der Pest und Cholera kenne ich überhaupt nichts Gefährlicheres in der Welt, als eine Gläubigerin.

Nachschrift. Suche Deine Winterbeulen los zu werden.

Neunter Brief.



Schon seit langer Zeit, treuherziger Michel, habe ich die unerfreuliche Bemerkung gemacht, daß Du noch allzu vielen Nichtigkeiten dieser Welt eine durchweg unnütze Bewunderung zollst. Du fällst aus einer Bewunderung in die andere: Du bewunderst die Schönheit Deiner Braut, den Reichthum ihres Vaters, den Aufwand ihrer Mutter, den Witz ihres Bruders, die Rai- vetät ihrer Schwester, die Verschwiegenheit ihres Kam- mermädchens und hundert andere Eigenschaften, die, bei Lichte betrachtet, so große Kleinigkeiten sind, daß sie nicht die geringste Bewunderung verdienen. Du aber bewun- derst Alles: den Bau eines Pferdes, das Talent eines

Gauflers, die Bravour eines Seiltänzers, wie den Geist eines erhabenen Dichters; hinreichender Beweis, daß Du noch immer ein allzugroßer Philister bist, um einzusehen, daß ein wahrer Gentleman eigentlich nichts, gar nichts bewundern darf. Nur der Mann, der über nichts mehr erstaunt, der mit Gleichgiltigkeit auf Personen und Handlungen herabsteht, die von Andern geliebt, bewundert oder gar gefürchtet werden, nur der, den nichts mehr überrascht, ist wahrhaft weise, wahrhaft beneidenswerth. Schon die alten Weltweisen Griechenlands — klüger als alle Philosophen unserer Tage — fanden in der Athaumaste, d. h. in der Nichtbewunderung, die Quelle der Eudämonie oder Glückseligkeit, und schon Vater Horaz, Roms geistreichster Gentleman, sagt in seinen Briefen (I. 6):

„Nil admirari prope res est una, Numici,
Solaque, quae possit facere et servare beatum.“

In diesen zwei Worten „nil admirari“ liegt, guter Michel, mehr Weisheit, als Dein haufälliger Verstand

sich träumen läßt; in diesen zwei inhaltschweren Worten „nichts bewundern“ ruht das Geheimniß, sich durch nichts in der Welt verblüffen, sich durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Horaz, guter Michel, war tausendmal klüger, als jener Mäcen, der ein Typus jenes kindischen Enthusiasmus ist, welcher uns früher oder später dem Fluche der Lächerlichkeit preisgiebt. Ich kann mir nichts Abgeschmackteres, als jenen gutmüthigen Mäcenäs denken, der den Gentleman Horaz täglich an seine Tafel gezogen und, aus angeborenem Bewunderungsstrieb, selbst den schlechtesten Witz seines Gastes aus Leibeskräften belacht hat.

Lachen überhaupt ist eine philisterhafte Tugend. Denke, lieber lachlustiger Michel, an Philipp II., welcher niemals gelacht, und an den Grafen Orenstierna, der das Lachen den „Herold der Narrheit“ genannt hat. Schon ein altes Sprichwort sagt: „Per risum multum debes cognoscere stultum.“ („An vielem Lachen kannst Du den Narren erkennen.“) Nur ein Philister lacht, der Gentleman lächelt. So kannst Du an der Weise, wie

Jemand lacht, nicht bloß den Grad seiner Bildung, sondern auch sein Temperament und seinen aus dem Temperamente entspringenden Charakter erkennen. Abbé Damasceno, ein italienischer Astrolog, ließ im Jahre 1662 zu Orleans eine Flugschrift von sechs Blättern erscheinen, in welcher er eine ziemlich geistreiche Charakteristik des Lachens liefert. Nach seiner Ansicht lacht der Choleriche ha, ha, ha, der Phlegmatische he, he, he, der Melancholische hi, hi, hi und der Sanguinische ho, ho, ho; doch ist nicht immer darauf zu bauen. Am klügsten ist es, wenn Du überhaupt gar nicht, wenigstens nicht in Gegenwart Anderer lachst, ein Narr, der Dir in manchen Situationen des Lebens gute Dienste leisten wird. So z. B. kannst Du einen Witzjäger in Verzweiflung bringen, wenn Du seine Witze nie belachst. Auch bei den Frauen macht ein Mann, der selten lacht, immer tiefern Eindruck, als ein Narr, der beständig lacht.

Also weder staunen noch lachen! Das merke Dir, mein guter Michel!

Sehnter Brief.



In einer Nachschrift Deines letzten Briefes ersuchst Du mich, Dir einige Bücher zu empfehlen, aus welchen Du die Kunst erlernen kannst, Dich bei allen Menschen, vorzüglich aber bei den Frauen, beliebt zu machen.

Wäre ich Philister, wie Du, so würde ich für Dich folgende Liste entwerfen:

- 1) I. B. Morvan de Bellegarde, „l'art de plaire dans la conversation et réflexions sur ce qui peut plaire et déplaire dans le commerce du

monde,“ ein Werk, das in alle Sprachen, natürlich auch ins Deutsche, übersetzt ist. *)

2) A. F. von Knigge's „Umgang mit den Menschen“ ein höchst philisterhaftes Buch, von dem schon eilf bis zwölf Auflagen erschienen sind. **) 2 Bd. 8.

3) I. M. Mossé, „l'art de se faire aimer des femmes et de se conduire dans le monde,“ Par. 1822. 18.

4) L. de Saint-Ange, „le secret de triompher des femmes et de les fixer,“ Par. 1825. 18. ***)

*) Deutsch u. d. Titel „Ueber die feine Lebensart,“ Leipz. 1800. 8. Englisch u. d. Titel: „Politeness of manners and behaviour in fashionable society,“ Lond. 1812. 8.

**) Die erste Auflage erschien Hannover 1788, die letzte 1822, 3 Bde.

***) Deutsch von G. Sellen, Leipzig 1830. Spanisch, Madrid 1827. 2 Bde. 18.

- 5) E. Marco de Sainte-Hilaire „l'art de reussir en amour, enseigne en vingt-cinque leçons, ou nouveaux secrets de triompher des femmes et de les fixer,“ Par. 1825. 12.
- 6) H. N. Raison, Code des boudoirs, moyens adroits de faire des conquêtes, de devenir heureux en amour et d'acquérir un certain aplomb auprès des femmes,“ Par. 1829. 18. *)
- 7) Desselben Autors „Code galant, ou l'art de conter fleurette,“ Par. 1829. 18.
- 8) C. F. von Rumohr „Schule der Höflichkeit für Alt und Jung,“ Stuttgart 1834—35. 2 Bde.
- 9) Alberti's „Complimentirbuch“ und ein Duzend anderer geistloser, abgeschmackter und philiströser Compilationen.

*) Erschien ohne Namen des Verfassers „par un juriconsulte de Cythère.“

Aber schon in einem meiner frühern Briefe — wenn ich nicht irre, im achten — habe ich Dir begreiflich zu machen gesucht, daß Bescheidenheit und Höflichkeit nur philiströse Tugenden, Arroganz und Grobheit aber die Vorzüge des wahren Gentleman sind. Höflichkeit, die in der Regel nur ein Deckmantel kriechender Falschheit ist, scheint mir, selbst vom Standpunkte der Moral betrachtet, verabscheuenswürdiger als die rücksichtsloseste Grobheit. Das hat schon Krug gesagt und dadurch bewiesen, daß auch er kein Freund der Höflichkeit war. Grobheit aber und namentlich jene Gattung von Grobheit, welche der ästhetische Schlegel die göttliche genannt hat, ist die erste Staffel zur geheimnißvollen Leiter, auf deren Gipfel uns das Glück erwartet. Grobheit, mein artiger Vetter, ist ein *Wasse-par-tout*, der uns alle Thüren der fashionablen Welt öffnet. Hätte Herr von Numohr eine „Schule der Grobheit“ geschrieben, sie würde mehr Absatz und Anklang gefunden haben, als seine „Schule der Höflichkeit,“ die, nach meiner Mei-

nung, nur für Philister geschrieben ist. Da aber diese Race von Menschen — es ist dies eines der Hauptmerkmale, woran man sie erkennen kann — selten oder nie ein Buch liest, so hat dieses Werk ganz und gar seinen Zweck verfehlt.

Hätte jener große Philister statt des „Galant-homme“ einen „Grobian“ oder die „Kunst, ein Flegel zu werden“ ausgebrütet, so hätte er unserer „goldenen Jugend“ einen Dienst geleistet, für den sie ihm früher oder später gedankt haben würde, denn die Gabe, mit Manier grob, mit Anstand flegelhaft zu sein, ist zweifelsohne eine der schönsten Apanagen der vornehmen Welt, eine der größten Prerogative des echten Gentleman.

Merke Dir ein für alle Mal, daß nur der Philister gegen Jedermann artig und zuvorkommend, höflich und bescheiden ist.

Mir fällt dabei eine Anekdote ein. Graf von Bünau, Hofmarschall des Königs von Sachsen, ein Aristokrat,

trat vom feinsten Wasser, ein Gentleman comme il faut, hatte einem jungen Manne die Ehre erwiesen, ihn zum Diner einzuladen. Nach aufgehobener Tafel beging der junge Mensch die unverzeihliche Bêtise, sich Seiner Excellenz mit höchst philiströser Verbeugung zu nahen und dem Grafen „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen. Graf von Büнау war darüber — und zwar mit vollem Rechte — so empört, daß er dem bescheidenen Einfaltspinsel den Rücken zuckerte und zu einem seiner Freunde sagte: „Welch ein Schwachkopf! Ich glaube gar, der Lölpel wäre, wenn ich in seiner Gegenwart niesen würde, im Stande, mir: Gott helf! zu wünschen.“

Es giebt in der That nichts Einfältigeres, Abgeschmackteres, Dümmeres, als jenes Alphabet platter, abgenugter Höflichkeitsphrasen, die der Philister ewig wiederkaut und wodurch er sich dem Gentleman gegenüber so unausstehlich lächerlich macht.

Kein Mensch auf Erden ist für mich unerträglicher, als ein Philister, der sich einen „gehorsamsten Diener“ oder gar einen „unterthänigsten Knecht“ nennt, fortwährend Kragbuckel und Kraßfüße macht und sich in lauter Höflichkeit auflöst. Ein einziger Flegel flößt mir mehr Achtung, als ein ganzes Schock sogenannter „artiger Menschen“ ein.

Kaufe Dir, statt aller Höflichkeitsschulen, Meinhardts „Neuestes Schimpfwörterbuch der Deutschen“ *) und erlerne daraus die unbezahlbare Kunst, in vier und zwanzig Stunden ein Flegel comme il faut zu werden.

Befleißige Dich der „göttlichen Grobheit“ und sei überzeugt, daß Du in der vornehmen Welt mit ihr weiter kommen wirst, als mit der allerhöflichsten Höflichkeit. Eine einzige malitiöse Bemerkung, eine einzige geistreiche Grobheit macht oft mehr Effect, als tausend fade Schmeicheleien.

*) Arnstadt 1840.

Um aber bei den Frauen Dein Glück zu machen,
brauchst Du Dir gar nichts Anderes, als den Götthe=
schen Vers zu merken:

„Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Doch wer feck ist und verwegen,
Kommt fürwahr noch besser fort.“

Sei also grob gegen Männer und feck gegen Frauen,
dann wirst Du in der fashionablen Welt das erreichen,
was der gutmüthige Philister in seiner Sprache und in
seiner Sphäre „sich beliebt machen“ nennt.

Ich bitte Gott, daß Dich der Teufel hole, wenn Du
fortfährst, so kriechend artig zu sein, wie bisher. Dies
ist der aufrichtige Wunsch Deines göttlich=groben Bet=
terß.

P. S. Viele Grüße an Deine philisterhaften Frost=
beulen.

Elfter Brief.



In Deinem letzten Briefe, christlich-germanischer
Wetter, ersuchst Du mich, Dir zu sagen, was vor dem
Richterstuhle eines Gentleman „Tugend“ und was vor
dessen Forum „Laster“ ist.

Die größte Tugend eines Gentleman ist die: nie
mehr zu essen, als er mit Behaglichkeit verdauen, und
nie mehr zu trinken, als er mit Anstand vertragen kann.
Nur Philister verderben sich den Magen und trinken sich
einen „Saarbeutel“ oder geradezu einen Kausch. Diese
tugendhaften Spießbürger, die dem besten ihrer Freunde
— dem Magen — Excesse zumuthen, die ihn tief er-
röthen lassen, stützen sich beim Trinken auf einen Vers

aus dem „neuen Sonntagskinde“ und singen allabendlich, bevor sie ihren philiströsen Leichnam in irgend eine Kneipe schleppen, den kostbaren Psalm:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann.“

Allmählich holen sie sich aus dem „Töpfchen des bairischen Bieres“ einen ziemlich vollständigen Rausch und trösten sich Morgens, wenn sie mit der Reue des Magens, mit einem abscheulichen „Kagenjammer“ erwachen, mit dem himmlischen Bewußtsein, daß jeder von ihnen ein „kreuzbraver Mann“ ist. In den Augen dieser „zweibeinigen Bierfässer“ ist der „nüchterne Gentleman“ der jedem Rausche vorsichtig aus dem Wege geht, ein Geuchler, ein Duckmäuser oder, wie sie's zu nennen geruhen, ein grundsichlechter Kerl, jeder Trunkenbold hingegen ein Märtyrer seines Durstes, ein braver Mann, ein Heiliger.

Der Gentleman trinkt und auch nur dann, wann er Durst hat, der Philister aber säuft und selbst dann noch,

wann er durchaus nicht durstig ist. Sihen zwei Philister bei einander, so stoßen sie an und saufen Brüderschaft. Ein Philister dugt sich, wie ein Tyroler Handschühtrödler, mit Gott und der ganzen Welt; der Gentleman vermeidet dies zudringliche Du, weil er weiß, daß das „Sie“ eine nothwendige Schranke ist, die ihn von der tölpelhaften Zudringlichkeit des Philisters schützt.

Nach dem Laster des Duzens mit jedem Lumpenferle kommen zwei andere Laster, die von allen andern, welche der gütige Himmel dem Philister als Pathenangebinde in die Wiege gelegt, die häßlichsten, gräßlichsten und abscheulichsten sind. Beide Laster fangen im Deutschen mit einem und demselben Buchstaben, mit einem L an. Ihr voller Name ist langweilig und lächerlich.

Fragt mich Jemand, ob ich lieber mit schlechten und dummen, oder mit langweiligen und lächerlichen Geschöpfen Umgang haben möchte, so würde ich aus zwei Nebeln das kleinere wählen und mich entschließen, weit

lieber mein ganzes Leben mit Schürken, als vier Wochen mit langweiligen und lächerlichen Philistern umzugehen.

Nach meiner Ansicht, ausgezeichneteter Vetter, giebt's im Leben kein größeres Unglück, als ennuyant und ridicule zu sein. Spötter werden sagen, daß ich dann sehr unglücklich sein muß; aber wäre ich — Scherz bei Seite! — wirklich lächerlich und langweilig, dann würde ich — vielleicht auf Actien! — mich zum Wohle meiner Nebenmenschen durch Schwefeläther betäuben oder durch Schießbaumwolle in die Luft sprengen lassen. Spaßvögel könnten leicht in Versuchung gerathen, mich zu fragen, warum ich dies nicht schon längst versucht habe? O meine Freunde, würde ich sagen, so lange es noch Philister giebt, die noch tausendmal langweiliger und lächerlicher, als wir selber sind, so lange will ich mein Leben noch genießen und mich in diesen beiden Philistertugenden mehr und mehr ausbilden, um auf diese Weise — wie meine glänzenden Vorbilder — einst die äußerste Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen.

Mir fällt nicht gleich der Name jenes französischen Philosophen ein, der es vorzog, lieber für einen Schurken als für einen Dummkopf gehalten zu werden. „Pour devenir grand homme“ sagt der Cardinal Dubois, „il faut être coquin.“ Ich theile die Ansicht Seiner Eminenz. Wenn es einem Lumpen Spaß macht, mich für einen Schurken zu halten, so verzeih' ich's ihm. Aber wenn ein Dummkopf mich einen Dummkopf zu schelten wagt, dann möchte ich ihm zwei Nasenstüber und eine gute Lehre geben, die nämlich, über die Splitter Anderer nicht seine eigenen Balken zu übersehen.

Mit einem Schurken, guter Michel, kannst Du sehr leicht fertig werden, doch „mit der Dummheit“, sagt schon unser großer Schiller, „kämpfen Götter selbst vergebens.“

Ich höre Dich nun fragen, was nach dem Begriffe jedes Nichtphilisters langweilig ist.

Dieses Laster, tugendhafter Vetter, hat eine Legion würdiger Repräsentanten. Blicke in Dich, blicke um Dich und suche mit mir die lebendigen Beispiele.

Langweilig ist:

Ein Verliebter, der uns mit walter-scottischer Breite den Roman seiner Alltagsliebe mit allen ihren Episoden und Verwickelungen, mit allen ihren Morgen- und Abendteuern in der Regel mehr als ein Mal erzählt.

Ein junger Dichter, der uns mit ohrenpeinigendem, magenverderbenden, sodbrennenerzeugenden Pathos einen Cyclus seiner letzten Balladen oder alle fünf Akte seines ersten Trauerspiels vorliest.

Ein Theaterdirector, der uns das Repertoire seiner Bühne, „auf die ganz Deutschland sieht“ vorlegt und seine neuen Erwerbungen preist, um uns zu überzeugen, wie unvernünftig groß die Opfer sind, die er seinem undankbaren Publicum bringt.

Ein Stutzer, der ewig von seinen Pferden spricht, und nicht zehn Worte reden kann, ohne zwanzigmal seine Ehre abzunutzen.

Auf diese Herren paßt das classische — nicht von mir verfaßte — Distichon:

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', bei
meiner Ehre,

Der Klappen trabt ganz magnifique, ganz magnifique auf
Ehre.

Ein Komödiant, der ohne Unterlaß von seinen
Nollen spricht: Morgen trete ich als „Franz Moor“
auf; da müßt Ihr hineingehen. Habt Ihr den alten
Devrient gesehen? Schund! Habt Ihr Seydelmann ge-
sehen? Schund! Habt Ihr Döring gesehen? Schund! Ich
will Euch zeigen, wie diese Canaille aufgefaßt werden muß.
Euer Haar wird sich sträuben . . . Ihr werdet zittern
und staunen. In Hamburg, wo ich diese Bestie vier
Abende hinter einander bei drückend vollem Hause, mit
kannibalischem Beifall gespielt, hat mich das verrückte
Volk an jedem Abend acht und zwanzig Mal jubelnd
herborgeufen.“

Lache, Michelschen, lache, sonst wird unser großer
Mime ungehalten und erzählt aller Welt, daß Du ein
Esel bist, der ihn nicht loben will, weil er Dir kein
Geld geliehen hat.

Soll ich Dir noch mehr solcher langweiligen Patrone vorführen?

Langweilig ist jeder Philister, der, so oft wir ihm begegnen, uns entgegenschreit: „Habt Ihr schon die neue Anekdote gehört? Wißt Ihr, warum man von unserm Stadttheater die Blitzableiter abnehmen läßt? Weil da ohne hin nichts mehr einschlägt.“

Ein nagelneuer Wig, der schon vor Anno Eins in Müchlers „Anekdoten-Almanach“ zu lesen war.

Langweilig ist jede Frau, die von Eisenbahn=Actien und vom Cours der Staatspapiere, von der Emancipation der Juden und von der Organisation der Arbeit, vom Communismus und Pauperismus, von der Deffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtspflege, von ihren jungen Hunden und ihren alten Anbetern spricht.

Langweilig ist jeder arme Teufel, der uns weißmachen will, er stecke bis über die Ohren in Geld.

„Ich will mir ein Pferd kaufen für 80 Louis,“ sagt er zu Dir. — „Apropos,“ sagt er leise zu mir,

„können Sie mir bis morgen früh acht gute Groschen borgen?“

Langweilig ist ein Prediger, der auf der Kanzel Nächstenliebe predigt und zu Hause Frau und Dienstboten — ohne Unterschied der Religion — schlägt. Mahomet verbot den Wein und war der größte Säufer. Viele predigen Moral und sind die schlimmsten Sünder.

Langweilig ist eine alte Kofette, die uns zumuthet, daß wir sie trotz ihrer Häßlichkeit bezaubernd schön finden sollen.

Langweilig ist ein zärtlicher Vater, der uns einreden will, sein dummer Junge sei ein Wunderkind.

„Was sagen Sie zu meinem Fritz? Das Kind geht erst in's neunte Jahr und weiß schon zehn französische Vocabeln. Frigchen, wie heißt der Hund?“ — „Azor,“ antwortete der Bengel. — „Nun sehen Sie mal, wie naiv der Junge ist,“ antwortet der Philister und ist selig.

Du willst nun auch erfahren, wer und was lächerlich ist.

Auch dieses Laster, Vetter Michel, hat eine Legion würdiger Repräsentanten.

Lächerlich ist:

Ein Ehemann, der den Mops seiner Frau auf dem Arme trägt.

Ein Philister, der erst gestern unsere Bekanntschaft gemacht, uns schon heute zumuthet: „Hören Sie mal, lieber Freund, Sie müssen sich in mein Stammbuch einschreiben.“

Ein Gentleman, guter Michel, schreibt sich niemals in ein Stammbuch. —

Ein Philisterpaar, das sich aus übertriebener Höflichkeit auf der Straße gegenseitig ausweichen will und sich bei dieser feierlichen Gelegenheit auf seine spießbürgerlichen Hühneraugen tritt.

N. B. Es giebt keinen Philister, der nicht wenigstens zwei Hühneraugen oder, in Ermangelung derselben, ein paar perenirende Frostbeulen hat.

Ein Stuger, der während des Contretanzes bei einem allzusehr riskirten Entrechtat seine falsche Wade verliert.

Ein Kahlkopf, der beim Grüßen mit dem Hute seine Perücke abzieht.

Ein Histrione, der einen Witz reißt, worüber Niemand lachen kann.

Ein altes Weib, à la chinoise oder gar à l'enfant frisiert.

Ein Spießbürger, der bei hellem Sonnenschein einen Regenschirm trägt.

Ein alter Herr, der sich schminkt.

Aber der Superlatis aller Lächerlichkeiten ist ein Dummkopf, der sich einbildet, ein Genie zu sein. So oft ich hier und dort solch ein prächtiges Kerlchen sehe, schlage ich eine helle Lache auf und sage mit Mephisto und kannibalischer Malice:

„Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was Du bist“ —

das heißt; ein colossaler Philister, ein pyramidaler
Spießbürger, das non plus ultra aller Lächerlichkeit.

Genialer Vetter, willst Du wissen, was lächerlich
ist, so hülle Dich oder irgend einen andern Esel in die
Haut eines Löwen, pflanze Dich mit ausgezeichneteter
Grandezza vor Deinen Spiegel, ahme das Brüllen
eines Löwen nach und bilde Dir ein, ich fürchte mich
vor Dir —

„Ehre die Esel, sie flechten und weben
Komische Scenen ins traurige Leben!“

Und so lange Du die Esel — die Philister der
Thierwelt ehrst, wirst Du, wie ich hoffe, auch die Achtung
vor Dir selber nicht verlieren.

Zwölfter Brief.



Mein sehr langer und lieber Vetter.

Das geistreiche Stillschweigen, das Du seit längerer Zeit beobachtet hast, hat meinem Herzen äußerst wohlgethan und mir die Genugthuung verschafft, daß Du in Folge der guten Lehren, die ich Dir ertheilt habe, wenigstens eine Deiner unzählig vielen Philister=Lugenden in den Scat gelegt hast. Früher geruhtest Du, fast allwöchentlich zu schreiben; jetzt, mein gelehriger Vetter, schreibst Du mir höchstens vier Mal im Jahre, und eben daran erkenne ich, daß Du Dich auf dem Wege der Besserung Deines eigenen Ichs befindest, denn nur eingestrichelte Philister finden einen unbeschreiblichen Genuß in einem

ununterbrochenen Briefwechsel; der vernünftige Mann, wozu natürlich auch der Gentleman gehört, sucht jeder Gelegenheit zum Brieffschreiben vorstichtig aus dem Wege zu gehen, denn allzu lebhaft steht vor seinem Geiste die Maxime des klugen Schwedenkanzlers Axel Oxenstierna, der seinem Sohne, als er auf Reisen ging, die einfache, aber höchst vernünftige Lehre gab: „Schreibe keine Briefe, mein Sohn!“ Niemand, guter Michel, hat die Weisheit dieser Sentenz so beherzigt, als Bergniaud. (Solltest Du in Deiner Eigenschaft als incarnirter Philister nicht wissen, wer dieser Mann gewesen ist, so schlage das erste beste Conversationslexikon — also nicht das Brockhaus'sche — auf.) Besagter Bergniaud, von allen Seiten mit Briefen bestürmt, ließ sich niemals im Leben zu der Gemeinheit einer Antwort herab und erklärte ein Mal in den Zeitungen: „Messieurs, je n'écris jamais des lettres.“ — Auch ich, mein Freund, hasse nichts so sehr, als Sauerkrauteffen und Brieffschreiben, denn Eines wie

das Andere ist das untrüglichste Merkmal, woran man den Philister — und vor Allen andern den deutschen Philister — erkennt.

In Deinem letzten Briefe erzählst Du mir, daß Du in neuerer Zeit, in Folge gewisser Kollisionen, die nur Dir und mir bekannt sind, von einer Fluth anonymer Briefe überschwemmt wirst, deren unverschämter Inhalt Dich in Verzweiflung bringt. Du bist empört, sagst Du, und man hört, es jedem Deiner Worte an, wie es die Fäuste ballt und mit den Zähnen knirscht. Auch dies, bester Vetter, mußt Du Dir, wenn Du Anspruch auf den Character eines Gentleman machen willst, um jeden Preis abgewöhnen, denn der erste Paragraph des Sitten-Codex eines wahren Gentleman lautet: „Aergere Dich nicht!“ Es mag geschehen, was da wolle, der Mann von feinem Tone darf sich niemals so weit vergessen, sich aus seiner Gemüthsruhe herauszuschellen zu lassen; denn nur ein Philister hat das Recht, über jede Kleinigkeit empört

Als ich in meiner Jugend noch genug Philister war, um mich mit Theaterrecensionen zu beschäftigen — eine Thorheit, die mich noch jetzt, nach fünfzehn Jahren, tief erröthen macht — gewährte es mir ein ganz besonderes Vergnügen, einen Histrionen, dessen Nase mir nicht gefiel, tagtäglich durch die Geßel zu ziehen. Dem armen Teufel riß die Geduld. Philister, wie er war, fing er an, sich darüber zu ärgern. Eines Tages, als er mich nicht zu Hause wußte, heftete er an die Thür meiner Wohnung ein Stück Papier, auf dem eine nackte Schmeichelei, das einzige Wort, „Pavian“ stand. Ich fand den Pavian und lachte. Zwei Tage später begrüßte mich an meiner Thür — schwarz auf weiß — ein „colossaler Esel“ und acht Tage darauf ein „ungeheures Rindvieh“. Philister wären darüber empört gewesen; Dein Wetter aber war es nicht. — Statt mich zu ärgern, schrieb ich ihm ein äußerst freundliches Billet folgenden Inhalts:

„Die drei Visitenkarten, die Sie, überaus geehrter Herr, zu drei verschiedenen Malen an meiner Thür

zurückzulassen die Güte gehabt haben, legen mir die dringende Verpflichtung auf, Ihnen endlich, wenn auch nur schriftlich, einen Gegenbesuch abzustatten mit der freundlichen Bitte, Ihre mir überaus werthe Besuche, wo möglich, noch häufiger zu wiederholen, um mir Gelegenheit zu verschaffen, Sie, als den Roscius unserer Zeit, in seiner ganzen Vielseitigkeit kennen und bewundern zu lernen. Bis dahin habe ich das Vergnügen zu sein

Ihr

rücksichtsloser Verehrer u.

Die einfache und ganz natürliche Folge davon war, daß jener Mime mich seitdem mit seinen vierfüßigen Besuchen in Ruhe ließ.

Behalte Dir vor Allem noch Eins! Da, wo der Philister grob zu werden pflegt, darf ein Gentleman, wenn er sich nichts vergeben will, höchstens nur ironisch werden. Die erste Tugend des Mannes von feinem Ton ist Ironie. Ironie ist Grobheit in durchbrochenen Ström-

pfen und patchoulyduftenden Glacéhandschuhen. Ironie ist die Maienblüthe der Malice, wie Malice ihrerseits die Crème des Witzes ist. Merke Dir, um das Wesen der Ironie zu verstehen und die Macht dieser sokratischen Tugend zu begreifen, den klaren einfachen Satz:

Ein Dummkopf, den Du zu einem Genie erhebst, wird sich durch dies unverdiente Lob tausend Mal tiefer verletzt fühlen, als ein Genie, das Du zu einem Schwachkopf zu erniedrigen versuchst.

Die göttliche Ironie, die aus dem flachen Faselhansfe einen tiefen Denker, aus dem abgefeymten Schurken einen ausgezeichneten Biedermann macht, ist eine Aqua Toffana, in der jeder Tropfen von heillos vernichtender Wirkung ist. Jenes fabelhafte Nessus-Gewand, durch das ein schwaches Weib, Dejanira, den rohesten aller Götter, Herkules, in Wuth und Verzweiflung versetzt hat, war gewiß nichts Anderes als . . . Ironie!

Also lerne vor Allem ironisch sein. Gleichwie ein blindes Huhn aus der Mitte eines Misthaufens zufällig

auch ein Mal ein Körnchen aufzufinden vermag, so kann auch der größte Dummkopf ein Mal einen guten Einfall haben und sogar witzig werden; aber zu der Maladetta-Höhe der Ironie kann sich nur ein Mann von guter Bildung und feinem Tone — mit Einem Wort der Gentleman erheben. — Was aber hast Du zu thun, um Dir diese Tugend, ich möchte sagen, diesen Parfüm des Weltmanns anzueignen? 'Geh', wie der heilige Kirchenvater Augustin, allabendlich mit einem Lustspiele des Aristophanes zu Bette und lies jeden Morgen, beim Erwachen, ein paar Briefe des englischen Sokrates, des unerforschlichen Junius, dann wirfst Du nach und nach die schwierigste aller Künste erlernen:

Andere zu ärgern, ohne Dich selbst mitzuärgern.

Dann, Wetter, wird sich Dein empfindlicher Leichnam allmählig mit einem dreifachen Panzer unverbrennbarer Asbesthaut, mit einem undurchdringlichen Rhinocerosfell umgürten, an dem die heitern Schneebällchen hpiil-

sterhafter Wuth so machtlos abprallen werden, wie ohnmächtige Regentropfen an den steinernen Hüften der Pyramiden von Gizeh.

Dreizehnter Brief.



Seitdem Du, lieber Michel, auf Treters Füßen umherläufst, bringt Dich Deine mich wahrhaft empörende Gutmüthigkeit mit einem Rudel von Philistern in Berührung, von denen jeder Einzelne für den Gentleman, um mit Freund Shakespeare zu reden, ein zu Fleisch gewordenes Brechpulver, ein zweibeiniges Rhabarber-Decoct ist. Der Umgang mit Philistern hat wie Pest und Cholera etwas Ansteckendes. Ich kannte einen vollendeten Gentleman, der durch seine Bekanntschaft mit einem gemüthlichen Philister sich eines Tags soweit vergaß, mit ihm einen Kaffegarten zu besuchen und dort — horribile dictu! — mit ihm und andern Spießbürgern :

Ke gel, sage Ke gel zu schie ben. Seit jenem Tage war dieser Mann todt für Jeden, der ein Recht hat, sich Gentleman zu nennen, denn ein Kerl, welcher Ke gel schiebt, ist noch viel philisterhafter und lächerlicher, als eine Frau, welche die Selbstverläugnung ihres Geschlechts soweit treibt, daß sie — Schrecken aller Schrecken! — sogar Schlittschuh läuft. Ein Gentleman von reinstem Wasser würde seiner Frau weit leichter eine mit Unstand begangene Untreue, als die Bêtise verzeihen, daß sie hinter seinem Rücken Schlittschuh läuft. — Meide also vor allen Dingen jeden Mann, welcher Ke gel schiebt, und jede Frau, welche Schlittschuh läuft; denn Letztere ist, wie ich aus Erfahrung weiß, sogar fähig, Tabak zu schnupfen, und kann's im Leben etwas Unangenehmeres geben, als eine Frau, deren Nasenlöcher mit Spaniol wattirt sind?

Außerdem warne ich Dich vor Folgendem:

Meide den Umgang solcher Leute, welche Autogra phen sammeln. Solch ein Patron sammelt in der

Regel nie für sich, sondern immer nur für Andere, am öftesten für seine Cousine, Nichte oder Schwägerin. Hat er Dir und andern gutmüthigen Philistern ein Paar hundert interessanter Handschriften abgebettelt, dann verkauft er sie an den ersten besten Autographen = Trödler und hängt dadurch manches Deiner Briefgeheimnisse an die große Glocke der Deffentlichkeit. Ich kenne einen Gentleman, der einem Philister einmal unter andern Handschriften auch zwei Zeilen einer hübschen Kaufmannsfrau geschenkt, durch welche sie den Gentleman zu einem Stelldichein eingeladen hatte. Der Philister, der mit den geschenkten Autographen schnöden Schacher trieb, verkaufte jene Einladung zu dem Rendezvous zufällig an den Mann dieser Frau, der dadurch aus den rosenfarbenen Wolken der Täuschung in den Misthaufen einer — auch für Philister — äußerst bitteren Erfahrung sank.

Meide den Umgang solcher Leute, die förmlich ein Gewerbe daraus machen, eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen, mit Gott und aller Welt ein Bielliebchen zu

essen, um Jedem, welcher die Mandel mit ihnen theilt, ein Geschenk abzapressen. — In einem meiner unsterblichen Werke — im dritten Bande des „Sourjour“, Seite 241 — habe ich solch einen Knackmandel = Cartouche in der Person eines Herrn Anastasius von Schlick als warnendes Beispiel hingestellt. Derlei Kerle, die uns eine Pistole in Form einer Doppelmandel auf die Brust setzen, können nur einen Philister dazu bewegen, mit ihnen ein Vielliebchen zu verspeisen; ein Gentleman ist niemals Vielliebchen, auch dann nicht, wenn selbst die Mutter Gottes von ihrer Höhe herabstiege, um ihm eins anzubieten.

Reide wie Pestfranke den Umgang solcher Leute, welche sich als Münzensammler geriren. Sie sammeln allerdings nur alte Münzen, verschmähen aber auch neue nicht. Als ich das Honorar für diese „kurzen Briefe“ von Otto Wigand in lauter nagelneuen Champagnerthalern zugeschickt erhielt, befand sich zufällig einer der unverfälschtesten Münzensammler bei mir. Er untersuchte

ein Zweithalerstück nach dem andern. „Diese drei Exemplare fehlen noch meiner Sammlung“ sagte er und — steckte sie zu sich.

Meide den Umgang jener Philister, welche Anekdoten wiederkäuen. Du kannst solch ein Ungethüm Dir augenblicklich vom Halse schaffen, wenn Du mit feinerem Ernste keinen seiner Wize belachst.

Meide jeden Lölpel, welcher verliebt ist; denn Jeder, der das Unglück hat, verliebt zu sein, ist ein langweiliges Kameel, dessen sentimentale Seufzer dem Gentleman, der sich unter keiner Bedingung verliebt, Magensäure und Sodbrennen verursachen.

Meide jeden Mann, welcher Flöte bläst. Von allen Musikern ist der Flötenbläser in der Regel der dümmste und blödsinnigste, weil er sich am Meisten zur Schwärmerei hinneigt. Schon Jean Jacques Rousseau behauptet: es gäbe nichts langweiligeres als eine Flöte und ein Flötenduett. Ein Schwärmer, der Nachts bei Luna's keuschen Strahlen die Flöte als Dolmetscherin seiner

Gefühle mißbraucht, ist eben so ridicul, als eine Frau, welche Fagott oder Waldhorn bläst. Die Instrumente, welche der Gentleman spielen darf, sind Clavier und Violoncell; Guitarre und Mandoline sind nur für Barbiergesellen und Freudenmädchen, alle andern Instrumente nur für Orchesterleute und Philister geschaffen.

Vierzehnter Brief.



Du hast Deinen Diener fortgelagt, weil er sich, wie Du mir schreibst, den Ueberrest einer Straßburger Gänseleber-Pastete angemast und eine Flasche Leoville dazu geleert hat. Ich begreife nicht, ausgezeichnete Michel, wie Du, trotz all' der guten Lehren, die ich Dir gegeben, noch immer ein so gänzlich verstockter Philister sein kannst, einen armen Teufel wegen solcher Kleinigkeit fortzuschicken. Ich in Deiner Stelle würde ihm höchstens einen Nasenstüber, dann aber noch ein Glas Madeira zu besserer Verdauung des Genoffenen verabreicht haben. — Du hast Dir nun einen neuen Diener angeschafft und fragst mich, wie er zu behandeln ist, damit

er nicht in die Fußtapfen seines würdigen Vorgängers trete. Merke Dir, Liebster, vor Allem Folgendes: Wenn die Dienerschaft nichts taugt, so ist in der Regel die Herrschaft selber daran schuld. Mich, guter Michel, hat noch kein Diener bestohlen, und fragst Du warum? — dann antworte ich Dir, weil ich Jedem Vertrauen geschenkt habe. Mißtrauen, lieber Michel, ist eines jener matt-herzigen Laster, die vor Allen dem Philister angeboren sind.

Du beneidest mich um meinen Diener, und ich gestehe Dir, daß Du ein Recht dazu hast. Wie jener Engländer gesagt: „My dog is my love!“ so sage ich, mein Diener ist meine Krone: er ist mein Oberhofmeister, mein Privatsecretair, mein Vorleser, mein Garten-aufseher, mein Menagerieinspector, mein Oberbibliothekar, mein Jockey, mein Koch und — mein Laufbursche. Er heißt August und ist nach der Bell = Lancasterschen Methode ausgebildet.

Willst Du Dir einen treuen Diener erzielen, so

mußt Du meine Methode befolgen und niemals grob und spießbürgerlich brutal gegen ihn sein; bedenke, Michel, daß es keine Bravour ist, gegen Jemand grob zu sein, dem kein Recht zusteht, Gleiches durch Gleiches zu vergelten. Nur der emporgekommene Krämer mag sich ein Recht an, den armen Teufel, der ihm dient, Er zu nennen. Der gebildete Gentleman geht mit seinem Diener wie mit einem weichen Ei um und ehrt ihn durch das „vertrauliche Du.“ Ich, guter Michel, gehe noch weiter und nenne meinen Diener nie anders, als „Ausgezeichneter Freund! Verehrter Gönner! Angebeteter Schutzgeist!“ Niemals im Leben vergesse ich mich soweit, gegen ihn heftig zu werden. Brauche ich seine Dienste, so rufe ich: „August!“ Kommt er nicht gleich auf der Stelle, dann rufe ich mit der mir angeborenen Langmuth: „September!“ Erscheint er auch dann noch nicht, so bleibe ich gelassen, wie zuvor, und rufe: „Oktober!“ Hat er auch das nicht gehört, so rufe ich höchstens: „November!“ Zum Ruhme meines Dieners muß ich

Dir sagen, daß er mich noch nie in die grausame Nothwendigkeit versetzt hat, „December!“ zu rufen; denn in der Regel ist er immer schon beim „September“ erschienen. Nur Philister werden zornig und brutal, wenn der Diener ihren ersten Ruf überhört. Der Gentleman bleibt, wie in allen Dingen des Lebens, auch hier gelassen.

Die Frau Pupillenrätthin von Dachstuhl, deren Haus Du, wie es scheint, mit philisterhafter Vorliebe besuchst, hat Dir zu Deinem Namenstage eine kleine Hündin geschenkt, und Du bist, wie Dein Brief mir sagt, in Verlegenheit, wie Du sie — die Hündin — taufen sollst. Das verarge ich Dir nicht, denn aus dem Namen des Hundes läßt sich sehr leicht auf den Grad der Bildung seines Herrn schließen. Ein Kerl, der seinen Hund nicht anders als „Prinz“, „Mohr“, „Sultan“, „Türk“, „Heide“, oder „Jude“ zu taufen weiß, muß unbedingt ein Philister sein, sowie Damen, welche ihre Schooßhunde „Dihello“ nennen, sicher Etwas von einer Desdemona an sich spüren.

Mein Hund — Du kennst dieses ausgezeichnete Thier, das mir im verfloffenen Jahre, am 15. Decbr. 1846, zugelaufen ist — hatte mir Anfangs viel Kopfbrechens verursacht. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß ich in feierlicher Sitzung, ihn „Quasmodo“ zu taufen, und seit diesem Augenblick hat der Name meines Hundes so großen Anklang gefunden, daß mir die Genugthuung geworden ist in meiner Nachbarschaft schon fünf „Quasmodo's“ und ein Paar „Esmeralda's“ umherlaufen zu sehen.

Ich, in Deiner Stelle, würde Herlossfohn's „Damen-Lexikon“ zur Hand nehmen und den ersten besten Frauennamen, der Dir in die Augen springt, Deiner Hündin an den Hals werfen. Solltest Du als Philister die Ausgaben scheuen, Dir das „Damen-Lexikon“ bloß deshalb anzuschaffen, so stelle ich Dir folgende Namen zu beliebiger Auswahl anheim: Nenne das vierfüßige Geschenk der Frau Pupillenrätthin, zu Ehren des Sue'schen Romans, „Mathilde“ oder „Fleur de Marie“.

oder bist Du kein Freund der „Geheimnisse von Paris“, dann nenne sie meinerwegen „Genovefa“, oder nach Hebbel's und Freitag's Trauerspielen, „Magdalena“ oder „Valentine“; kurz nenne sie, wie Du willst, nur um des Himmeiswillen nicht „Azor“ oder „Zenira“; denn so heißen zwei Hunde, die einem meiner besten Freunde gehören, dem ich seitdem gassenweit aus dem Wege gehe.

Daß Deine Hündin — wie Du mir in der Nachschrift Deines Briefes erzählst — ein gesticktes Halsband trägt, ist eine wahrhaft unverzeihliche Dummheit. Hunde mit gestickten Halsbändern sind eben so lächerlich als Whilister mit gestickten Hosenträgern.

Apropos! Trägst Du den Deinigen noch?

Fünfzehnter Brief.



Du wünschest zu erfahren, ob der Gentleman auch Blumen lieben dürfe. Allerdings, Bester aller Michel, ist's auch dem Gentleman erlaubt, Blumenfreund zu sein; doch darf er nicht, wie der Philister, geradezu jede Blume schön finden; denn auch in diesem Punkte weiß er seine Unterscheidungen zu machen und seine Neigung nur solchen Pflanzen zuzuwenden, die derselben vollkommen würdig sind.

Der Liebling des Gentleman ist der Epheu. Hedera Helix nimmt in der Pflanzenwelt jene Stelle ein, die der Feinschmecker dem Pfirsich — nur Philister sagen die Pfirsich — in der haute volée der Früchte einräumt.

Der Epheu ist ein aristokratisches Gewächs, das nicht um die Gunst des großen Haufens buhlt und sich deshalb weder mit Blüten schmückt, noch mit Wohlgeruch einbalsamirt. Gleich wie der wahre Gentleman die Perlmutter = Vornetten, die Diamant = Ringe und hundert andere Dinge, worauf der Philister so großen Werth legt, der Toilette des kleinstädtischen, spießbürgerlichen Stugers überläßt, ganz so gönnt der Epheu den Putz der Blüten und die Unnöthigkeit des guten Geruchs jenen Blumen, die gleichsam nur zur Augenweide des Philisters geschaffen sind. Zu Letzteren gehören vor allen der Goldlack, die Nelke und das Basilicum. Sie alle riechen und sogar sehr schön, wie der Philister zu behaupten wagt; aber die Nase des Gentleman kann diesen Alltagsblumen keinen Geschmack abgewinnen; seine Geruchsnerben sind durch den märchen = und mädchenhaften Parfüm des Clerodendron fragrans — Gärtner und Philister nennen sie in ihrem Kauderwälsch *Volka-meria japonica* — durch den wundersüßen Duft des

Heliotropium Voltairianum und durch den geheimnißvollen Wohlgeruch der Viola odorata dergestalt verwöhnt, daß sie selbst der Rose, die mancher Philister die „Königin der Blumen nennt“, in der Rangordnung der Düfte erst den vierten oder fünften Platz einräumen. In den Augen des Gentleman ist die Camellia Sasanqua die Autofratin, die Donna Maria da Gloria der Blumenwelt.

Ein flüchtiger Ueberblick des Hofstaats dieser Blumenkönigin wird Dich überzeugen, welche Blumen Du lieben darfst, ohne Dich gegen den guten Geschmack zu versündigen.

Der Oberhofmeisterin der Königin Camellia ist die Granatblume (*Punica granatum*); der Oberstkammerherr und Ceremonien-Meister die schöne Fackeldistel (*Cactus speciosus*); ihr geheimer Staats-Secretair ist die hundertblättrige Rose (*Rosa centifolia*); die Aftern und Georginen sind die Kammerfrauen Ihrer Mäjestät; der Fuchsschwanz (*Amaranthus tricolor*) ist der Hoffriseur und der Lorber (*Laurus nobilis*) der Hofmaler, der beständig

schmeichelt. Die erste Vorleserin der Königin ist die großblumige Magnolia (*Magnolia grandiflora*); ihr Ehren-Cavalier der wohlriechende Oleander (*Nerium odorum*); ihr Günstling der unvergleichliche Narcissus (*Narcissus incomparabilis*); ihr Beichtvater die *Asclepias crassifolia* oder *Hoya carnosa*, die dicke, wohlgenährte Wachso- oder Porzellan-Blume. —

Alle andere Blumen gehören zum Gras. Beifuß und Majoran sind die Hofköche; der Kürbis ist der Hofnarr; Lavendel, Myrthe und Thymian sind die Hoflaken.

Roseda und Weilchen hat der liebe Gott nur für die Knopflöcher der Dichter; Gänseblümchen (*Bellis perennis*) und Vergißmeinnicht (*Myosotis scorpioides*) aber nur für verliebte Kammerzofen geschaffen.

Von den Feldblumen, für welche der Philister schwärmt, hat die gütige Vorsehung Baldrian, Flieder, Kamille und Schafgarbe nur für Apotheker und Hebammen, Ranunkeln und Ruhblumen nur für Sonntagsreiter,

Löwenmaul und Wolfszahn nur für Histrionen und anderes Gefindel ausgestreut.

Wenn Du einer Dame eine Blume schenken willst, so darf es nur eine weiße Camellie oder ein Beilchenbüschel sein. Wer andere Blumen verschenkt, ist Philister.

Das merke Dir, mein guter Michel!



Sechszehnter Brief.



Du bittest mich, Dir zu sagen, welche Schriftsteller Deutschlands Du lesen sollst, um Deinen Styl, der leider noch alle Kennzeichen eines vorsündfluthlichen Geschmacks an sich trägt, allmählig mehr und mehr von den Schlacken des Philistertums zu reinigen. Hättest Du mich ersucht, Dir, umgekehrt, jene Schriftsteller zu nennen, die Du nicht lesen sollst, so würde mich dies einigermaßen in Verlegenheit gesetzt haben, denn bei wem hätte ich anfangen und bei wem aufhören sollen? Unser großes, einiges Deutschland hat eine Unzahl von Schriftstellern, deren Styl dergestalt verwahrlost, läuderlich und gemein ist, daß nur der unverwüßliche Straußmagen des Spießbürgers daran Geschmack finden kann.

Der Styl ist das Kleid des Gedankens. Ein abgeschmacktes Kleid kann oft den schönsten Körper, ein häßlicher Styl selbst die schönsten Gedanken verunstalten. Ich liebe die französische Literatur und ziehe sie der deutschen vor, weil Jene Toilette macht und nicht, wie Diese, mit ungekämmtem Haar, schmutzigen Vatermördern und bestäubten Stiefeln umherrennt. Gern will ich zugeben, daß der französische Styl gefalljüchtig ist; aber suche zu gefallen, sagt der edle Lord Chesterfield, und Du wirst gefallen. Der französische Styl ist ein vollkommener Gentleman, der beständig vor dem Spiegel steht und den Wagen erwartet, der ihn zum Ball abholen soll. Sein Anzug ist höchst elegant: er trägt entenfotensfarbige Handschuhe und durchbrochene Strümpfe, einen Glaque unterm Arm, ein Weilschen im Knopfloch und duftet so zart, wie das erste Billetdoux einer sechszehnjährigen Liebe. So schreibt Janin, so schreibt Balzac, so schreibt Alfred de Musset.

Wie sehr sichts gegen sie der deutsche Styl ab!

Lies irgend etwas von A. Sein Styl ist ein auf der Wanderchaft begriffener Leinwebergesell, der, im Staubkittel, ein Ränzchen auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand, einen Pfeifenstummel im Munde, auf der staubigen Landstraße bivouakirt und, um seine müden Glieder zu stärken, dann und wann nach der Strohfflasche greift. Sein Styl widert mich an: er riecht nach Schnaps und Tabak.

Lies eine Novelle von B. Sein Styl ist ein Spießbürger, der einen dicken Haarbeutel, einen altmodischen Frack mit schweren Stahlknöpfen und eine geblümte Weste trägt, die bis über den Nabel reicht. Auf den dickfoligen Schuhen glänzen unächte Schnallen mit böhmischen Steinen geschmückt. Ich kann nichts von ihm lesen; denn sein Styl tanzt Menuett und macht sich lächerlich.

Lies einen Roman von C. Sein Styl trägt eine Pelzmütze mit Ohrenklappen, einen Fauxrock mit Pulswärmern und Pelzhandschuhe. Sein Styl hat eine erfrorene Nase und Frostbeulen. Und trotzdem wagt er

sich aufs Eis und läuft auf Schlittschuhen. Wenn ich irgend Etwas von ihm lese, bekomme ich vor Frost barbarisches Zähneklappern. Mit Wehmuth und dem alten König Lear möchte ich ausrufen: Tom friert!

Lies etwas von D. Sein Styl ist ein unverschämter Gamin, der barfuß auf den Straßen umherläuft, im Sommer mit Koth und im Winter mit Schneebällen umherwirft, wenn er irgendwo einen Juden gewahrt, „Hepp, hepp!“ schreit und, aus Furcht Prügel zu bekommen, die Flucht ergreift, doch, sobald er sich wieder sicher glaubt, die Zunge herausstreckt, Nüßchen schabt und „Etisch, Etisch!“ ruft. Er ist ein Straßenjunge; wer kann sich über ihn ärgern?

Lies einen Roman von E. Sein Styl ist ein plumper Bajazzo, der auf gebrechlichen Stelzen tanzt, allerlei Lazzi und Faren macht und urplötzlich mit der tabakwattirten Nase, die er so hoch trägt, daß er mit ihr die Uhrzeiger der katholischen Kirche richten kann, in eine Substanz fällt, von welcher Nase und Anstand durchaus

nichts wissen wollen. — Dieser Styl bleibe mir vom Leibe, denn er ist mehr als ekelhaft.

Lies etwas von F. Sein Styl ist ein Hagestolz, der das Zipperlein hat und den ganzen lieben langen Tag in einem zerrissenen Schlafrock, in einer schmutzigen Nachtmütze und in ausgetretenen Gummi-Galoschen auf- und abschleicht und zum philisterhaften Zeitvertreiber im Sommer Fliegen und im Winter Grillen fängt. Das ist ein Styl, der mich gähnen macht.

Lies etwas von G. Sein Styl ist ein gemüthlicher Dorf=Schulze, der, mit Holz=Pantinen an den Füßen, einen schnarchenden Mops oder einen blinzeln den Kater auf dem Schooße, Abends Tabak kauend neben dem rauchenden Misthaufen seines Kuhstalles sitzt, sich in den stillen Frieden der Natur vertieft, erfreut durch das Blöken seiner von der Trift heimkehrenden Schafe, entzückt von dem harmonischen Brungen der im Miste sich wälzenden Schweine, tausend und eine idyllische dorfsge- schichtliche Gefner=Thräne vergießt. Das ist ein Styl,

an den ich nicht denken kann, ohne darüber einzuschlafen.

Lies etwas von H. Sein Styl ist ein vierströtiger Fuhrmann, der eine blaue Blouse und hohe Wasserstiefel trägt und wüthend auf die armen Pferde einhaut, die den schwerbeladenen Frachtwagen, der im Moraste stecken geblieben ist, nicht weiter ziehen können, ein Peitschenschwinger, der schweißtriefend „Hui, Hui, Hui!“ schreit und die beklagenswerthen Gäule halbtodt schlägt. Das ist ein Styl, der, wie der Frachtwagen, im Moraste stecken bleibt.

Lies etwas von I. Sein Styl ist ein chinesisches Jongleur, der die Beine ellenweit auseinander spreizt, mit Kugelpfaffen und Messerfloßkeln spielt, auf der Nasenspitze erst eine Pfauensfeder und dann eine Feuerleiter balancirt und, wie weiland Nappo, der kleine Tyroler, genannt der große Japanese, sich an die Flügel einer gefahrlosen Windmühle fettet, um einiges Erstaunen zu erregen. Es giebt Philister, die dann „Wunder über Wunder!“

rufen, in Jubel und Entzücken schwimmen und ihm mit Händen und Füßen Beifall zujohlen.

Lies etwas von K. Sein Styl ist ein lernbegieriger Schüler, der, die grüne Trommel auf dem Rücken, botanischen geht, hier eine Jean-Paulsche Rose, dort eine Börne'sche Brennnessel, hier ein Uhland'sches Weilchen, dort ein Heine'sches Bergschmeinnicht pflückt, alle Blumen, die er abreißt, in sein löschpapiernes Herbarium legt und sie dann als sein Eigenthum betrachtet. Das ist ein Styl, den man nicht hassen, aber auch nicht lieben kann.

Lies etwas von L. Sein Styl ist ein flotter Bursche, welcher Kanorenstiefel und klirrende Pfundsporen, auf dem Rücken eine Guitarre, an der Seite ein Rapier und im Busen ein Herz trägt, das für Recht und Wahrheit erglüht, ein reisender Student, der im Beutel kein Geld, doch im Herzen ein Bild, ein geliebtes Bild trägt und mit Thränen im Auge und Wonne im Busen sein „Gaudeamus“ singt. Das ist ein Styl, der, ob er gleich hier

Dettinger, Kurze Briefe. 12

und da die Formen der Convenienz und Grammatik verletzt, mir dennoch liebenswürdig erscheint. Der erste Repräsentant dieses Styles ist Heinrich Heine, dessen Prosa rosenfarbene Poesie und dessen Poesie himmelblaue Prosa ist.

Willst Du endlich erfahren, welchen deutschen Schriftsteller ich hinsichtlich des Styls allen Andern vorziehe, so will ich Dir unverholen den Namen „Sternberg“ nennen. Sein Styl ist der deutsche Pelham, der stets à quatre épingles mit feingestickten Manschetten, veitchendustendem Schnupftuch und aristokratischem Puder im Haare vor seinem Leser erscheint.

Willst Du schreiben lernen wie ein Gentleman, so lies Morgens vor dem Aufstehen zwei Seiten aus Heine's „Buch der Lieder“ und Abends vor dem Einschlafen zehn Seiten einer Sternberg'schen Novelle.

Ich könnte Dir hinsichtlich des fashionablen und phllisterösen Styles noch Manches sagen, doch fürchte ich auf der einen Seite persönlich, auf der andern Seite in

der mir „angeborenen Bescheidenheit“ mein eigener Lobredner zu werden, und darum will ich, statt mich noch weiter darüber auszulassen, die Feder hinlegen, mir eine Cigarre anzünden und die Kunst der deutschen Prosa des Herrn Dr. Theodor Mundt lesen, um daraus das Geheimniß zu erlernen, wie man, um seinem Leser zu gefallen, nicht schreiben muß.

Nachschrift. Ich warne Dich ernstlich vor Allem, was Friederike Bremer schreibt. Von allen Blaustrümpfen der civilisirten Welt ist diese alte Schwedin der langweiligste. Gleich nach ihr kommt Kathinka Bih.



Siebenzehnter Brief.

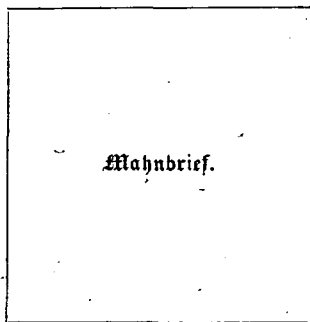


Schon oft habe ich mir vorgenommen, Dir einige wohlgemeinte Rathschläge hinsichtlich des Formats zu ertheilen, das Du Deinen Briefen geben sollst. Damit ich's nicht vergesse, will ich's heute thun.

Gleichwie Du den Vogel an seinen Federn, den Pfaffen an seiner Kutte und den Schriftsteller an seinem Style erkennen kannst, eben so leicht wirst Du den Schreiber eines Briefes an dem Formate des Letzteren errathen.

Die Phystologie oder — in Deiner Sprache zu reden — die Naturgeschichte der Briefe zerfällt nach meiner Ansicht in sechs Gruppen oder Stypschafien; wie Du sagen würdest.

Die erste und allerhäufigste Gruppe ist die der Mahnbrie fe. Der Mahnbrief ist in der Regel kurz, grob, bisweilen unorthographisch und fast immer mit irgend einer Art von Drohung gewürzt. Das Format dieser Briefe sieht in der Regel so aus :



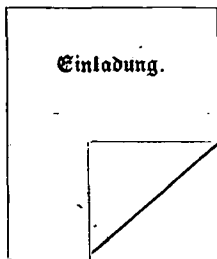
Ich rathe Dir, lieber Vetter, derlei Briefe nicht anzunehmen, oder an den Schreiber, dessen Handschrift Dir wohl bekannt sein wird, uneröffnet zurückzuschicken ; denn unter zehn Briefen dieses Calibers sind mindestens neun unbezahlte Schneider = oder Schuster = Rechnungen , die

für Den, der sie empfängt, durchaus kein Interesse haben. Bist Du aber einmal so unvorsichtig gewesen, sie trotzdem anzunehmen, so rathe ich Dir, sie, wie Juristen und Philister sagen, ungelesen ad acta zu legen oder nach Art des Gentleman mit gerechter Indignation in Deinen Papierkorb zu werfen.

Der neunte von zehn Briefen dieser Art enthält Preis-Courant's oder Lotterie-Loose, die irgend ein industrieller Philister dem Gentleman unverlangt in's Haus schickt. Within verlierst Du nichts, wenn Du auch diese Gattung von Briefen uneröffnet bei Seite wirfst; denn ein Gentleman — merke Dir dies, Michelchen! — ist nie so einfältig, sein Geld in die Lotterie zu setzen, weil Der, welcher nichts verlieren will, am sichersten gewinnt.

Die zweite und fast ebenso häufige Gruppe ist die der Einladungsbriefe. Solch ein Brief bittet Dich in der Regel zu einem „frugalen Frühstück“, zu einem „Löffel Suppe“, oder zu einem „gemüthlichen

Abendbrote“. Das Format dieser Briefsorte sieht größtentheils so aus:



Derlei Briefe kannst Du meinetwegen annehmen und, wenn Du vernünftig bist, unberücksichtigt hinter den Spiegel stecken oder zu Fidibus verwenden; denn ein vorsichtiger Gentleman nimmt nur ausnahmsweise solche Einladungen an, erstens weil diese frugalen Frühstücke u. s. w. in der Regel noch weit mehr, als frugal sind; zweitens, weil jeder vernünftige Mensch einem Philister wegen eines Mittags- oder Abendbrots durchaus keine Verpflichtung schuldig sein mag. Warum

willst Du Dir irgend einen Zwang, irgend eine Gêne — wären sie noch so klein — für einen Genuß auferlegen, den Du Dir mit Hilfe eines Guldens oder Thalers an der ersten besten Wirthstafel verschaffen kannst? Dort darfst Du aufstehen und gehen, wenn es Dir beliebt; dort brauchst Du nur Das zu genießen, was Dir, und nicht Das, was bloß Deinem Wirth schmeckt.

Ich, für meinen Theil, nehme seit Jahren keine dieser Einladungen an und befinde mich sehr wohl dabei; denn mein Magen ist keinem andern Wesen auf der Welt als meiner Börse irgend einen Dank schuldig, und Dies, guter Vetter, ist auch etwas werth.

Die dritte, weniger häufige Gruppe ist die der Gerichtsbriefe. Diese Briefe sind durchgängig über einen Kamm geschoren, das heißt: in einem vandalischen Style geschrieben, mit lateinischen Floskeln und barbarischen Redensarten farcirt und durchaus nicht geeignet, der Liebenswürdigkeit der blinden Göttin Themis irgendwie Geschmack abzugewinnen. Das Format dieser

Briefgattung ist stereotyp ein und dasselbe und steht folgendermaßen aus:

Gerichtsbrief.

Kosten 10 Thaler.

Solche Briefe müssen leider ex officio gelesen werden. Doch wohl dem Menschen, der sein Leben so zu regeln weiß, daß er von derlei gerichtlichen „Billets amères“ (ich nenne sie so als Gegensatz zu dem „Billet doux“) — verschont bleibt. Wir armen Journalisten aber erhalten solche Billets „pasdoux“ öfters als andere Leute. Bald droht uns ein Philister mit einer Injurien- bald ein Dummkopf, der keinen Spaß versteht, mit einer Verleumdungsklage. Dies, guter Michel, ist oft der einzige Fall, in welchem mancher Schriftsteller, um dessen

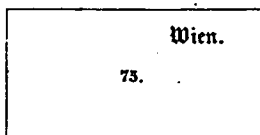
Schriften sonst kein Hahn kräht, sich dann und wann citirt sieht. — Ich, Wetter, liebe derlei Citate nicht.

Die vierte Gruppe ist die der gewöhnlichen Geschäftsbriefe, wie sie uns tagtäglich halbdugendweise, weit öfter unfrankirt als freigemacht, ins Haus hineinregnen. Zu diesen Geschäftsbriefen — solche, die ich aus Oesterreich erhalte, sind fast immer unfrankirt — gehören auch jene, in welchen uns irgend ein Philister um irgend eine Gefälligkeit ersucht, für deren pünktliche Erfüllung wir noch obenein das Porto bezahlen müssen. Dafür entschädigt uns der Schreiber dieser Briefe — namentlich solcher, die wieder aus Oesterreich kommen — mit höchst naiven, pyramidal philisterhaften Titulaturen wie folgende:

„Seiner Wohlgeboren,
Herrn Dr. N. N., berühmtem Schriftsteller, geschäftem
Redakteur &c.“

Wie kolossal dumm! Glaubt so ein Philister, daß ein Mann von Geist sich geschmeichelt fühlen kann, wenn

ein Dummkopf ihn zum berühmten Manne stempelt, meistens bloß darum, damit dieser das unfrankirte Gefälligkeitsgesuch nicht zurückschicken soll?! — Diese Gruppe von Briefen, die mir stets ein gewisses Grauen einflößt, sieht in der Regel so aus:



Die Zahl 75 bedeutet die Pfennige des dafür zu entrichtenden Porto's.

Wenn Dein armer Vetter für alle Briefe dieser Art, die er Jahr aus Jahr ein bloß aus Oesterreich erhält, das Porto ersparen dürfte, so könnte er alljährlich eine Reise nach dem schottischen Hochlande oder nach dem himmlischen Italien machen, um sich dort von Wanzen tätowiren zu lassen.

Die fünfte und leider nicht sehr häufige Gruppe ist

die der Gentleman=Briefe, die das Gute haben, daß sie durchaus nichts von uns verlangen; die, geistreich wie die Abfasser derselben, uns irgend etwas Verbindliches sagen, ohne sich plumper Schmeicheleien, welche uns erröthen lassen, schuldig zu machen. Diese Briefe — wahre Oasen in der einförmigen Wüste unserer Briefwechselien — sehen, mit Hinweglassung aller antediluvianischen Titel und mit Unterdrückung des kolossal lächerlichen „Wohl- oder Hochwohlgeboren“, meistens so aus:

Herrn E. M. O.

Diese Briefe sind mir die angenehmsten.

Die sechste, letzte und leider auch allerseeltenste Gruppe ist die der Liebesbriefe, Briefe, die wie Weilchen im Horning, wie Reseda am Busen eines holden Weibes duft-

ten und dann und wann selbst den Gentleman mit wenigem Behagen erfüllen, was freilich höchst selten geschieht; denn nicht alle Frauen sind schön und geistreich genug, um in vier bis sechs Zeilen uns die ganze Apokalypse ihres Herzens zu offenbaren.

Diese Briefe, welche in der Regel so aussehen:

Stadtpost.

darfst Du selbst dann, wenn sie auch unfrankirt wären, ohne Zagen eröffnen. Siehst Du Dich hinterher, was wohl auch nicht selten geschieht — getäuscht, dann kannst Du sie zu den Uebrigen in den Alles verschlingenden Orkus Deines Papierkorbes werfen und mit König Somo ausrufen:

„Alles ist eitel in der Welt!“

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Aber halt! Fast hätte ich eine der allgewöhnlichsten Briefsorten zu schildern vergessen; ich meine die an o = und p s e u d o n y m e n Briefe. Diese Art von Briefen, einestheils von feiger Bosheit, anderntheils von boshafter Feigheit geschrieben, nehmen — um sich unkenntlich zu machen — abwechselnd die Formate der sechs andern Briefgruppen an, schmuggeln sich heute frankirt und morgen unfrankirt in Dein Haus, schmecken und riechen aber in jeder Verkleidung nach der Wfuge, der sie entsprossen, und sind bei all' der Schaamlosigkeit, die sie ausströmen, doch immer so plump und geistlos, daß nur ein Philister sich über sie ärgern kann; der Gentleman aber liest sie mit unbeschreiblichem Behagen und weist ihnen dann jenen Platz an, den sie — ich hoffe, daß mein Michel mich verstehen wird — einzig und allein verdienen.

Noch Eins, guter Michel! Wenn Du als angehender Gentleman irgend einen Brief schreibst, so wähle ja nicht solches Papier, dessen Stirn mit der Ansicht irgend einer Stadt, mit dem Theater oder einer andern „schnee-
 Dettinger, Kurze Briefe.

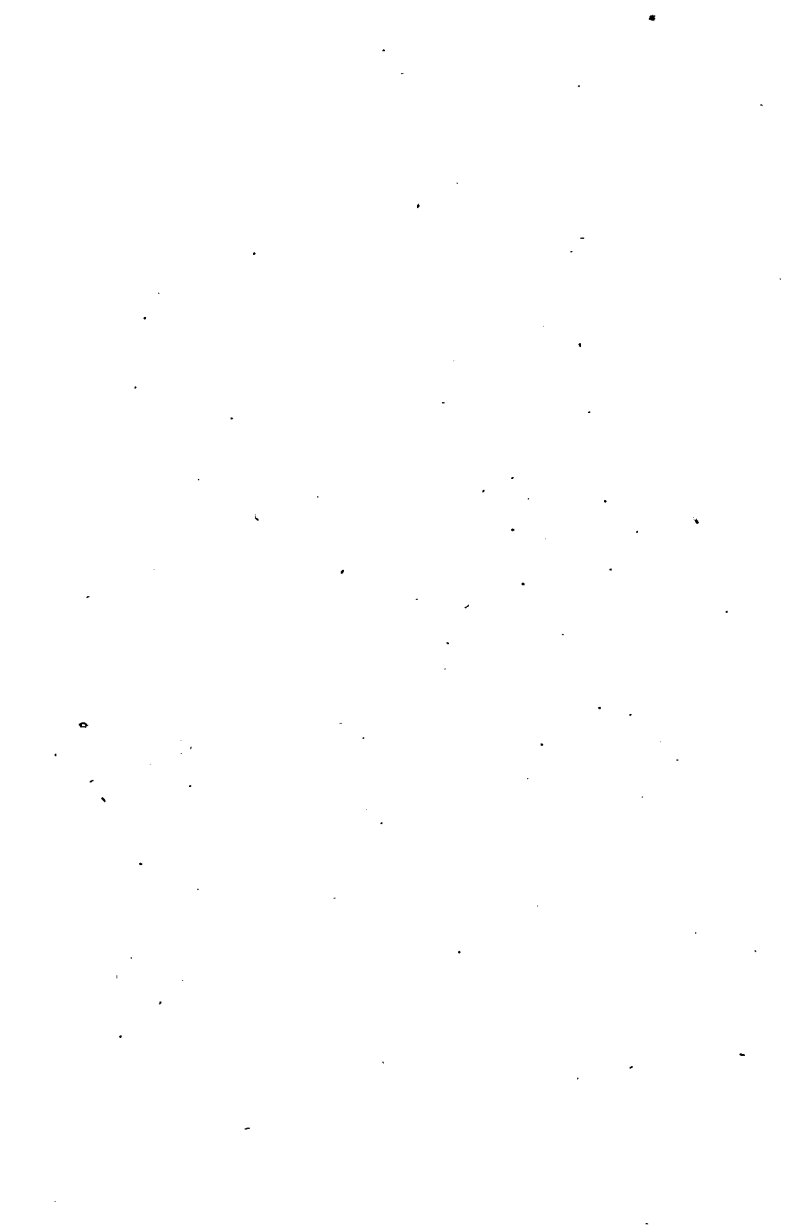
nen Zengend“ — wie der Philister sagt — angepinfelt ist. Der Bogen, dem der Gentleman seine Gedanken anvertraut, muß blendend weiß wie seine Wäsche, ohne Goldschnitt — diesen darfst Du dem Philister, der Dich zum Bathen seines Sprößlings bittet, überlassen — im Uebrigen aber sauber und nicht durch Sand verunstaltet sein. Der allerfreundschaftlichste Brief, mit Sand bestreut, beleidigt den Gentleman mehr als eine Herausforderung.

Auch hinsichtlich des Petchasts ist der gebildete Mann vorsichtiger als der Philister, denn es „ganz Pomade ist“, ob er seine Briefe mit einem Todtenkopfe, einer Brieftaube oder einem abgegriffenen Viergroshenstücke siegelt. Der Gentleman bedient sich meistens eines Petchasts mit dem Facsimile seines Namens.

Philister, die ihre Briefe mit einem Petchaste schließen, worauf: „Keine Wahrheit“ steht, sind in der Regel große Lügner oder kleine Windbeutel.

Vor solchen Briefen warne ich Dich!

Achtzehnter Brief.



Ein äußerst abgeschmackter Zufall hat mich vor einigen Tagen im Abendzirkel der Frau von G. mit jener Dame zusammengeführt, der Du seit ungebührlich langer Zeit die ganze Summe Deiner Seufzer widmest oder — wie Du als Philister sagen würdest — die Cour machst. Ich zwängte mein Lognon ins Auge und nahm mir die undankbare Mühe, Deine Flamme vom Scheitel bis zum Schuhbande einer kritischen Musterung zu unterwerfen. Das Facit meiner Beobachtung ist folgendes: Fräulein Benjamine, die Mündel der Frau Pupillen = Rätthin Dachstuhl oder Dachsbain — der Teufel kann sich die Namen aller Philister merken! — ist ebenso fad und

abgeschmactt als ihr weiblicher Vormund. Höre nun, guter Michel, meine Gründe.

Das Erste, was mir an ihr in die Augen sprang, ist die Uhr, die sie an einer dicken Erbsefette trägt und die ihr das Ansehen einer spießbürgerlichen Fleischhauers-Wittwe giebt. Frauen, welche ihre goldenen Uhren zur Schau tragen, sind im höchsten Grade ridicul. Der Anblick solcher Frauen erinnert mich an den größten Philister Deutschlands, an den seligen, seit 1766 im Herrn ruhenden Professor Johann Christoph Gottsched, der seine Philisterhaftigkeit sogar soweit trieb, beständig zwei Uhren zu tragen, eine Geschmacks-Verirrung, die ihn in den Augen des Gentleman dergestalt abgeschmactt macht, daß mir die Strafe, ihn von einem unserer letzten Koriphäen des Drama's auf die Bühne gebracht zu sehen, vollkommen gerechtfertigt erscheint.

- Dieser gute Herr Gottsched, einer der Decembiren der leipziger Universität, erinnert wieder mich an den großen Philosophen Jean Jaques Rousseau, der seine Uhr bei

Seite warf, um dadurch den schlagendsten Beweis seiner völligen Unabhängigkeit an den Tag zu legen. Er hatte Recht! Nur dem abhängigen Spießbürger, der pünktlich seine Bureau = Stunden einhalten muß, ist die Uhr ein unabweisbares Bedürfniß. Der Gentleman, der in seiner goldenen Unabhängigkeit das schöne Vorrecht hat, überall erscheinen zu dürfen, wann er will; der vollkommen freie Mann, der nicht an den Zeiger der Uhr gebunden ist, betrachtet sie als etwas Ueberflüssiges in der Welt. Er kann aufstehen, wann es ihm beliebt; er kann bis zehn, bis zwölf Uhr schlafen, denn er braucht keine Stunden zu geben, keine Collegia zu lesen; er kann — je nachdem sein Appetit es verlangt — um drei oder um sechs Uhr sein Mittagßbrod einnehmen. Ist er irgendwo mit dem Glockenschlage Sieben oder Acht eingeladen, so darf der Gentleman um neun oder zehn oder wenn's ihm beliebt, auch gar nicht erscheinen; denn er ist unabhängig und hat nach Keinem etwas zu fragen; das ist sein Stolz, das ist sein Glück, und daher hat

unser größter Dichter, Schiller, recht, wenn er sagt: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen!“. Denn Keiner von Allen, die an die Weiser einer Uhr gefesselt sind, ist glücklich oder unabhängig, was in den Augen des wahren Gentleman ganz dasselbe bleibt.

Wenn nun schon ein Mann mit einer Uhr mehr oder weniger abhängiger Whilister ist, um wie viel mehr muß dieß eine Dame sein? — Reizende Frauen besitzen die Prærogative, überall auf sich warten zu lassen; denn pikante Frauen sind jederzeit willkommen.

Das Zweite, was mir an dem Gegenstande Deiner spießbürgerlichen Hulldigung höchlich mißfallen hat, sind die kleinen, mit Gummi angepappten „Sechserlöckchen“. Vor Olims Zeiten, in der Arche Noah und selbst noch zur Zeit des Wiener-Congresses — war dieß nicht auch eine Noah = Arche? — mag diese Art von Locken gentil gewesen sein; jetzt, guter Wetter, sind diese Posthörndchen = Locken im höchsten Grade abgeschmackt; heutzutage tragen nur noch Putzmacher = Nymphen und Omnibus = Damen

diese, alle Gesetze des guten Geschmacks ins Gesicht schlagenden Backen = Verzierungen.

Das Dritte, was mein Auge im hohen Grade beleidigt hat, ist die Art, wie sie ihr battistenes Schnupftuch zur Schau trägt. Deine gute, angebetete Benjamine hält es beständig so, daß man davon weiter Nichts, als den wappengeschmückten Zipfel sieht. Aber welcher Dame von feinem Tone wird es jetzt noch einfallen, sich mit dem Wappen ihrer Ahnen die Nase zu wischen? Nur Spießbürger und baronisirte Bankier = Frauen setzen noch einen Stolz darein, mit ihren Blasons zu kokettiren; die Damen des haut parade lassen jetzt ihre Wappen höchstens noch auf die Knöpfe ihre Livree-Diener oder auf den Wagenschlag ihrer Landau's hinflexen. Selbst auf ihren Petschaften ist an die Stelle ihres Wappens eine einfache Devise getreten. — Apropos, falls Deine Braut um eine Devise für ihr Petschaft verlegen sein sollte, so schlage ihr statt der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, irgend eine arithmetische mit

$2 \times 2 = 4$, oder $a + b = c$ vor. Solche Devisen haben das Gute, daß sie den Philister, der nicht weiß, was man damit sagen will, bedeutend verblüffen.

Doch ich kehre zum Schnupftuch zurück. An der Art und Weise, wie eine Dame ihr Schnupftuch trägt, will ich errathen, weß Geistes Kind sie ist. Ich mache Dich auf eine Stelle im „Narrenalmanach für 1848“ Seite 109 aufmerksam. Ich spreche dort von Mademoiselle Mars. Es heißt da: „Papa Geoffroy, der die Toilette der Frauen fast eben so gründlich, als den Geist der Klassiker studirt, hatte diese Dame mit vollem Rechte die „Incararnation des feinen Geschmacks“ genannt. Keine von allen Künstlerinnen wußte so schön mit dem Schnupftuche zu spielen, als Mademoiselle Mars. Keine von Allen wußte in dieser Kunst mehr Abstufungen, mehr Schattirungen anzubringen, mehr Ausdruck, mehr Beredsamkeit hineinzulegen, als Hippolyte, und Papa Geoffroy, der ihren Schnupftuchstudien stets mit der heiligsten Andacht gefolgt war, hatte in seiner Kritik

den eben so schönen als neuen Grundsatz aufgestellt: le mouchoir est le domaine des grandes coquettes.“

Wie Recht hatte der alte Herr! Nur Philister und Dummköpfe dürfen sich dem Irrthume hingeben, daß die Schnupftücher der schönern Hälfte des menschlichen Geschlechts bloß zum Schnäuzen ihrer Nasen erfunden sind. In den Händen einer geistreichen Frau ist das Schnupftuch — wie ihr Fächer — der stumme und doch sehr beredte Dolmetscher ihrer tiefstinnigsten Gefühle. Manche Frau von Geist sagt mit einer leisen, kaum sichtbaren Bewegung ihres Schnupftuchs mehr als manche gewöhnliche Frau mit einem vierseitigen Liebesbrief.

Die Art und Weise, mit der Deine „Guldgöttin“ ihr Schnupftuch agiren läßt, verräth dem in alle Geheimnisse des guten Tons eingeweihten Gentleman, daß sie von dieser „Domaine der großen Koketten“ keinen andern Gebrauch zu machen weiß, als sich damit, nach genossenem Eise, den Mund abzuwischen. Deiner Ven-

jamine, bester Michel, fehlt vor Allem der Esprit der vornehmen Welt.

Das Vierte und Allerschrecklichste, was mich an Deiner gegenwärtigen Zukünftigen tief verletzt hat, ist ihre Fußbekleidung. Ganz abgesehen davon, daß sie, wie mein überaus bemitleidenswerther Vetter, unter uns gesagt, an Frostbeulen zu leiden scheint, begeht sie die unverantwortliche Thorheit, den Hochverrath, Schuhe von grüner Farbe zu tragen. Ich fürchtete, mich trübe, als ich Dies an ihr gewahrte, der Schlag! Michel, unverbesserlicher Michel, wie kannst Du Dich so tief erniedrigen, für eine Dame zu schwärmen, welche grüne — Dieu de Dieu! — grüne und noch dazu grasgrüne Schuhe trägt? Wenn meine Frau sich jemals unterstände, grüne Schuhe zu tragen, würde ich mich augenblicklich von ihr scheiden lassen. Weit eher könnte ich einer Dame noch schwarze Glacehandschuhe und blaue Strümpfe, als grüne, sage grüne Schuhe verzeihen! Die einzige Farbe, die sich für Gesellschaftsschuhe eignet, bleibt

schwarz; jene, die sich für Ballschuhe ziemt, wird immer und ewig weiß und Nichts als weiß bleiben.

Sage Dies Deiner guten Benjamine und vertraue ihr unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß sie mir an jenem Abende dergestalt lächerlich vorkam, daß ich beim Brahma, Wischnu und allen Göttern Ost- und Westindiens nicht zu begreifen vermag, wie's möglich ist, daß Michel, mein Better, sich in eine Dame verlieben kann, welche Erbsenkette, Uhr, angeklebte Omnibus-Locken, ein wappengeschmücktes Schnupstuch und — um das Maas der Lächerlichkeit voll zu machen — grasgrüne Schuhe zu tragen wagt.

Gehe in Dich, Michel, oder verzichte darauf, mein Verwandter zu sein.

Das ist die Meinung Deines tiefbetrübten Betters.



Neunzehnter Brief.



Du bist Philister und bleibst Philister. Denn wie könntest Du sonst auf den Einfall gerathen, urplötzlich das Bedürfniß zu fühlen, ein sogenannter Volksmann zu werden und den hyperboreischen Kegel zu empfinden, Deinen im Schatten neidenswerther Obscurität großgewordenen Namen in den verdächtigen Geruch sogenannter Popularität zu bringen? Michel, äußerst liebenswürdiger Central-Philister, hast Du ernstlich darüber nachgedacht, was man heut zu Tage unter Popularität versteht? Ich will Deinem haufälligen Hirngehäuse zu Hilfe eilen und Dir zeigen, wie kinderleicht und spott-

Dettinger, Kurze Briefe.

billig jetzt der Ruhm eines sogenannten Volksmanns zu erlangen ist. Du brauchst dazu keinen Schimmer von Verstand, keine Ahnung von Talent, keine Spur von Grundsätzen, keinen Funken von Dem, was man Wissen nennt; Du brauchst dazu weiter nichts als „Gefinnungstüchtigkeit“. Dieses viel- und dennoch nichtsagende Wort, das die Proletarier der Literatur und die Straßenlehrer der Politik beständig im Maule, aber nie im Herzen tragen, ist die Quintessenz aller Tugenden und Verdienste eines sogenannten Volksmanns. Besuche allabendlich eine andere Kneipe, trinke mehr Bier als Du vertragen kannst, lasse an dem lieben Gott und seiner schönen Welt kein gutes Haar, sprich über Dinge, von denen Du nichts, gar nichts verstehst, mache Dir ein möglichst freches Urtheil über Personen und Verhältnisse an, die für Dich böhmische Dörfer sind, erkläre Jeden, der an der Lauterkeit Deiner Gefinnung zu zweifeln sich erkühnt, sowie Jeden, der nicht ganz Deiner Meinung ist, für einen elenden Heuchler, für einen niederträchtigen.

Schurken, dann wird Deine Kneipe — wenn Du das viele Bier, das Du vertilgst, obenein noch bezahlst — Dich pflichtschuldigt bewundern, anstaunen und — so oft es die Witterung erlaubt — vergöttern und befacelzugen als gesinnungstüchtigen Volksmann. Wühle mit den Wählern, erkläre Jeden, welcher noch die geringste Achtung vor dem Gesetze hat, für einen vormärzlichen Schwachkopf, für einen feilen Reaktionär, dann wird Dein volksthümlicher Name mit Eichhörnchenschnelligkeit von Staffel zu Staffel, von Zweig zu Zweig sich emporschwingen und sich bald von dem Nimbus der sogenannten Popularität angestrahlt sehen. Und bevor dann noch ein Jahr vergeht, wirst Du Ausschuß-Mitglied Deines Vereins, Kammer-Mitglied, einer der Leiter der Linken und wenn Du als Solcher niemals „Ja!“ und ewig „Nein!“ sagst und mit möglichst großem Aufwande von Unverschämtheit interpellirst, opponirst und die Rechteperhorrescirst, wirst Du, früher als Du ahnst, Besitzer eines Portefeulle, Minister, großer Staatsmann sein.

Dies ist der Gipfel Deines Ruhmes: dann freilich, guter Michel, geht's eben so rasch wieder abwärts; denn sobald Du Dich als ci-devant Volksmann nur acht Tage im Dunstkreise des Hofes, in der Sphäre der Camarilla bewegt hast, sinkst Du in den Augen aller übrigen Volksmänner, die noch nicht Minister sind, zum Verräther an der Souveränität des Volkes herab und wirst ein ehr- und schamloser Judas Ischarioth, der die glorreichen Errungenschaften seinem persönlichen Ehrgeize opfert und den Rechten des Volkes keine Rechnung trägt. — Derselbe Mann, den seine Partei noch vor wenig Monaten in die Wolken gehoben hat, wird dann gebührendermaßen in den Staub gezerrt und der Verachtung des souveränen Volkes Preis gegeben, das ihm die Fenster einwirft und ihn nachträglich in Anklagestand versetzt. Dies, guter, ehrgeizangestreckter Michel, ist früher oder später das Loos aller „großen Staatsmänner“, die aus den Reihen jener sogenannten gesinnungstüchtigen Volksmänner hervorgegangen sind. Hätte der Him-



mel Dich auf irgend einen unserer wackeligen Throne gesetzt, ich würde Dir zur Befestigung desselben nur Einen Rath geben: um große Schreier mit Einem Schlage unschädlich zu machen, brauchst Du, ruhmgekrönter Michel von Gottes Gnaden, nur Ein Mittel, das unfehlbar ist: Wirf ihnen ein Portefeuille und einen Excellenztitel an das gesinnungstüchtige Herz, dann schrumpft ihre riesengroße Popularität über Nacht dergestalt zusammen, daß sie sich wie ein Zwirnsfaden durch ein Nadelöhr ziehen läßt. Drei Monate später bleibt dann vom Ruhme des ehemaligen Volksmanns nichts Anderes als die bittere Nothwendigkeit, ihn auf Wartegeld zu setzen. So kommt es, daß unser in jeder Hinsicht beneidenswerthes Vaterland einen ganzen Rudel von Ministern, unter diesen aber nicht drei wahrhaft große Staatsmänner aufzuweisen hat. — Frankreich hatte seinen Richelieu, Mazarin und Choiseul, England seinen Walpole, Pitt und Peel; welche Namen hat Deutschland aufzuweisen, die es Jenen Frankreichs und Englands gegen-

über setzen darf? Deutschlands Politik läuft noch immer in den Kinderschuhen und trägt einen Fallhut, aus Furcht auf den Kopf zu fallen und sich das Nasenbein zu erbrechen. — Die Politik, guter Michel, ist eine Bestie, die zum Geschlechte der Amphibien gehört. Ist Dir die Naturgeschichte dieser Thierklasse bekannt, dann kennst Du auch die der Politiker. Die Amphibien haben ein einammeriges Herz, weitzellige Lungen, verschlossene Ohren, wengleich rothes Blut. Ihre Bewegungen sind meist langsam und nur dann schnell, wenn sie auf Fraß stoßen: sehr häufig verschlingen sie Thiere, die viel größer als sie selber sind. Nur Einige haben Gliedmaßen, durch welche sie sich bewegen; die Meisten wissen durch wunderbares Kriechen, Krümmen und Winden den Mangel freier Gliederbewegungen zu ersetzen. Die Amphibien sind, mit wenigen Ausnahmen, kalte, ungesellige, widerliche Thiere. Auch die Politiker gefallen sich in der Kunst, höchst langweilige Geschöpfe zu sein.

Nach der Definition des Grafen Orenstieria ist der Politiker animal bipes, ita serviens Deo, ut non offendat diabolum, nach der Ansicht des Fürsten Lallegränd ein Janus, der mit dem einen Kopfe das verneint, was er mit dem andern bejaht. Politik ist die Kunst, den Beweis zu führen, daß das Weiße schwarz und das Schwarze weiß ist. — Der Politiker weiß, was er spricht, spricht aber nie, was er weiß. Die Schwäche Anderer ist seine eigene Stärke und seine Macht beruht auf der Ohnmacht Anderer; darin bestand das Geheimniß Richelieu's.

Nach Richelieu kam Mazarin. Dasselbe Ziel, das der verdeckte Staatsmann durch Furcht und Schrecken, durch Henker und Schaffot erreicht hätte, verstand der schlaue Italiener durch Milde und persönliche Liebenswürdigkeit zu erreichen. Corneille, der ihm eine seiner Tragödien, den „Tod des Pompejus“, gewidmet hatte, nennt ihn in der Zueignungsschrift: „l'homme audessus de l'homme“, und Frau von Motteville verehrt in ihm den „homme du monde le plus aimable.“ Ein

ganzer Rudel von Geschichtsschreibern und unter diesen Sénault, Richer, Gaillard, haben sich abgemüht, mit dem ganzen Aufwande ihres Geistes hinkende Vergleiche zwischen diesen beiden Cardinälen aufzustellen. Und doch liegt die Parallele so nahe! Der Unterschied zwischen ihnen bestand darin, daß Richelieu ein jähzorniger, unversöhnlicher, rachsüchtiger Philister, Mazarin hingegen ein sanftmüthiger, nachgiebiger und versöhnlicher Gentleman war. Der Erste jagte den Pfarrer von Loudun, Urbain Grandier, der es gewagt hatte, den Cardinal = Herzog in einer Satyre auf den Fuß zu treten, auf den Scheiterhaufen, um ihn „als Hexenmeister“ lebendig verbrennen zu lassen. Der Baron von Blot, der auf Mazarin ein boshaftes Couplet gedichtet hatte, erhielt von diesem, statt der Strafe, eine lebenslängliche Pension und war seit jenem Augenblicke der „tiefinnigste Verehrer“ Seiner Eminenz. Richelieu's Politik bestand im Bestrafen, Mazarin's Politik im Verzeihen. Letzterer strafte seine Feinde, die nicht müde wurden, ihn durch

die schmutzige Hecfel ihrer Pamphlete zu ziehen, dadurch am empfindlichsten, daß er der erste war, der alle Spottlieder, die auf ihn erschienen, selber mit sang. — In der Bibliothek Colbert befindet sich eine Sammlung sogenannter „Mazarinaden“, eine Reihe von 46 starken Quartbänden, angefüllt von Pasquillen und Gassenhauern, die der Cardinal von seinen geheimen Agenten confisciren ließ, bloß darum, um sie gleich darauf zu doppelt erhöhten Preisen zu verkaufen und von Neuem unter die Leute zu bringen. Er rieb sich die Hände und sagte zu Naudé, seinem Bibliothekar: „Die guten Franzosen mögen immierhin singen, wenn sie nur zahlen.“

Nur Philister hassen und verfolgen den Wit; der Gentleman, der über Alles lacht, lacht gern auch über sich selbst.

Als Ludwig XIV. mündig geworden war, regierte er ohne Minister. Das Facit seiner Politik war in drei Worten ausgedrückt: „L'état c'est moi.“ Er betrachtete den Staat, d. h. sich selbst, als den höchsten Zweck, und

alle seine Unterthanen, vom Beichtvater bis zum geheimen Polizei-Spion, als Mittel zum Zweck. Der Enkel des vierten Heinrichs war ein achtzehnhundertjähriger Tyrann, ein Despot vom reinsten Wasser und dessenungachtet geliebt, weil er seine geheimen Faktoren, welche „die Herren der Welt“ ebensogleich in den Himmel zu heben, als in die Hölle zu stürzen vermögen, an den Strahlen seines Glanzes Theil nehmen ließ. Es war ihm ein Bedürfniß, die großen Geister seines Landes, seine Dichter und Redner, seine Gelehrten und Künstler zu schützen und zu schätzen und ihre Talente für sich zu gewinnen. Wenn die Geschichte ihn jetzt den „Großen“ nennt, so wußte es Niemand besser, als er selbst, daß er diese Ehre weniger sich selbst, als jenem blendenden Phalanx ruhmgeschmückter Notablen der Literatur und Kunst zu verdanken hätte, die sich, wie Racine und Molière, wie Bossuet und Fénelon, wie Lully und Lebrun, wie Bernini und Lenôtre, in der befruchtenden Sonne seiner Gunst zur höchsten Blüthe entfaltet und seinem

Zeitalter das Siegel der Weltherrschaft aufgedrückt hatten. Der große Ludwig wäre der vollendeste Gentleman gewesen, hätte sein allerhöchstes Viedestal nicht jene philiströse Unglück gehabt, über das sich die feine Nase der Marquise von Montespan mit vollem Recht so bitter beklagt hat.

Nach seinem Tode, zur Zeit der Regentschaft, kam der Cardinal Dubois, der genialste Laugenichts, und liebenswürdigste Schurke Frankreichs, an's Ruder des Staatsschiff's. Seine ganze Politik spiegelt sich in einem seiner offenen Bekenntnisse ab:

„Um ein großer Mann zu werden, muß man vor allen Dingen ein Schurke sein.“

Diese Maxime, guter Michel, scheint viele der späteren Staatsmänner verleitet zu haben, in die Fußstapfen Seiner Eminenz zu treten und das, was ihnen an Geist abging, durch einen erhöhten Grad von Schurkerei auszugleichen, und so kommt es, daß die Politik des acht- und neunzehnten Jahrhunderts weit mehr geistlose

Schurken, als große, ehrliche Staatsmänner aufzuweisen hat.

Der zweite Grundsatz des Cardinals Dubois war eine ausgesprochene Vorliebe für das schöne Geschlecht, für den Einfluß des Unterrocks. Alles, was der Macht seiner Ueberredungsgabe nicht gelang, suchte er durch die Macht eines weiblichen Lächeln zu beugen. Willst Du die Geschichte Philipps von Orleans und seines großen Lehrmeisters Dubois aus dem Grunde kennen lernen, so brauchst Du keine andere Quelle, als Paul de Muffet's classisches Werk: *les Femmes de la Régence* *) zu studieren.

Nach Dubois kam der Cardinal Fleury: er war ein schwacher Abklatsch des Charakters und der Politik Mazarin's, der das, was ihm an Geist abging, durch Ehrlichkeit ersetzte.

Nach Fleury kam Choiseul. Auch er baute seine

*) Paris 1841, 2 Bände 8.

Politik auf die Macht und den Einfluß des Unterrocks, aus dem er selbst hervorgekrochen war. Ein Geschöpf der Pompadour wußte er, daß die geheimen Fäden der Geschichte mehr oder minder von jener geheimnißvollen Macht geleitet werden, welche Liebe heißt. Liebe, guter Michel, ist die Politik des Herzens.

Zur Zeit des Kaiserreichs, die der Politik der vorigen Jahrhunderte eine andere Wendung gab, trat vor allen andern Staatsmännern der ehemalige Bischof von Autun, Herr von Talleyrand, wie ein verjüngter Phönix aus der Asche des hochwürdigsten Cardinals Dubois hervor.

Dieser „hinkende Teufel der Diplomatie“, den Joachim Murat „einen Misthaufen in seidenen Strümpfen“ nennt, war ein Prisma aller Laster, ein Mann, der seine politischen Eide so oft wie seine Schnupstücher wechselte und das Gewissen für ein Ammenmärchen hielt. Einer der bezeichnendsten Hauptzüge seiner gewissenlosen Politik war acht jesuitische Spitzfindigkeit.

124

„Die Vorsehung“ sagte er, „habe dem Menschen die Gabe der Sprache verliehen, um durch den Doppelsinn der Worte die wahre Gesinnung des Gedankens zu verhüllen.“ Wenn Herr von Talleyrand Jemandem „Guten Morgen!“ wünschte, so dachte er sich darunter „Gute Nacht!“ und unter „Gute Nacht!“ verstand er niemals „Ungenehme Ruhe!“ sondern „Hole Dich der Teufel!“ Talleyrand hatte allen Ministern, die ihm vorausgegangen waren, etwas abgelernt: er war unversöhnlich wie Richelieu, glatt wie Mazarin, treulos wie Dubois, geldsüchtig wie Fleury, dem weiblichen Geschlechte huldigend wie Choiseul: Talleyrand war die Quintessenz dieser fünf Staatsmänner.

Hier, guter Michel, hast Du eine Muster-Karte der französischen Staatskunst. Wähle Dir irgend ein Vorbild heraus und jage dann einem Ruhme nach, der mit dem einen Fuße auf dem Capitol und mit dem andern auf dem tarpejischen Felsen steht.

1767



Zwanzigster Brief.



Unumstößlicher Beweis,

daß

mein langer Better

nach Durchlesung der neunzehn vorangegangenen Briefe
der vollendeste Gentleman seines Jahrhunderts ist





und somit hätte ich alle Gründe erschöpft, die sich zum
Beweise meiner jenseits ausgesprochenen Behauptung
haben auffinden lassen.
